

Cavour.

Von

A. Bernardi

in San Remo.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter)

1888.

Die Biographen großer Künstler und Dichter beschäftigen sich gemeinhin eingehender mit der Persönlichkeit ihres Helden, als die Biographen der Staatsmänner, in deren Laufbahn die Thätigkeit und ihre Erfolge den Mittelpunkt bilden.

Ueber Cavour's Gemüthsart, seine Neigungen und Schwächen als Privatmann finden wir die treuesten Mittheilungen in dem Buche seines Betters, Wilhelm de la Rive: *Le Comte Cavour, Récits et souvenirs*, und in einer neuerdings in Turin erschienenen Sammlung biographischer Skizzen, welche Cavour's intimer Freund, der Abgeordnete im italienischen Parlamente, Rechtsanwalt Michelangelo Castelli der Nachwelt hinterlassen hat.

Camillo von Cavour, Sohn des Marquis Michel Benjo von Cavour, wurde am 10. August 1810 in Turin geboren. Seine Mutter, Adele Susanne de Sella d'Alfama, war die zweite Tochter einer nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach der Schweiz ausgewanderten Adelsfamilie. Von mütterlicher wie väterlicher Seite entstammte er jener alten, echten, starken Aristokratie, welche, obgleich fern von Servilismus, das Königthum höher stellte, als alle bestehenden Institutionen der Gesellschaft und sich am Schlusse des verfloßenen Jahrhunderts um die in ihren Grundfesten erschütterten Throne scharte, um sie zu stützen. Ein Kind jener hohen Klasse war er, in welcher ritterlicher Sinn, Edelmuth, Hochherzigkeit und

Frömmigkeit sich paarten mit Resten mittelalterlich-feudalistischer Gefinnungen und unwürdiger Verachtung der Volksklassen.

Selbstverständlich wurde der Knabe streng aristokratischen Prinzipien gemäß erzogen und mit allen seiner Rasse anhaftenden Vorurtheilen getränkt. Nichtsdestoweniger tritt schon in frühester Kindheit der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit in ihm zutage, der ihn sein ganzes Leben hindurch beherrschte und so mächtig war, daß er ihm auch bei Andern, sogar bei seinen Gegnern, Rechnung trug. Trotz der feinsten weltmännischen Sitten, war er ein Feind der Förmlichkeiten und steifen Etikette und scheute jeden Zwang. In späteren Jahren, wenn die Last der politischen Geschäfte und Sorgen ihn zu erdrücken drohte, er der Erholung bedurfte, zog er dem Aufenthalte auf dem herrlichen Familienschlosse Santena denjenigen in Veri vor, einem in unschöner Gegend, zwischen Reisfeldern und Bauernhütten gelegenen Gehöft, wo er in ungenirtter Junggesellenwirthschaft lebte. Dort, in dem schmucklosen Bohnhause, beruhigte sich sein Unmuth über die Kleinlichkeit der Menschen, die durch Unvernunft, Neid und Verleumdung seinem erhabenen Streben Hindernisse in den Weg legten; dort erfrischte er seinen Geist im Verkehr mit den einfachen aber verständigen Bauern, die, wie jeder, der in seiner unmittelbaren Nähe lebte, mit größter Liebe und Verehrung an ihm hingen, und oft versicherte er, der Anblick einer grünsaftigen Wiese, eines wogenden Kornfeldes, das er, so zu sagen, selbst gepflügt und besäet, das Spiel der vor seinen Augen geborenen Kälber und Lämmer, gewähre ihm größere Freude, als der von Mißgunst und Haß begleitete Beifall im Parlament. Handelte es sich aber darum einen großen Schmerz zu überwinden, einen unvorhergesehenen, seine Pläne kreuzenden Zwischenfall, dann trieb es ihn hinaus in die Schweiz, in die Alpen, dort „suchte und fand er Trost und vergaß die Erbärmlichkeit der Menschen am Anblick der Natur“.

Es ist begreiflich, mit wie starkem Widerwillen dieses unter jedem Zwang leidende Kind den Willen seines Vaters Folge leistete, der ihn aus Ehrgeiz und auch der großen Vortheile halber, welche der Pagendienst bei der künftigen Militär-carrière sicherte, im Alter von vierzehn Jahren als Page in den Hofstaat des Prinzen Carignano eintreten ließ. Obgleich der aufgeweckte, frische Knabe bald ein Liebling der Hofgesellschaft wurde, blieb diese Periode eine wunde Stelle seines Lebens. Als einmal dreißig Jahre später, in einem Freundeskreise die Rede davon war und einer der Anwesenden ihn fragte, wie er denn als Page gekleidet gewesen sei, antwortete er unmutig: „Wie wollen Sie, daß wir gekleidet waren: wie Lakaien, die wir auch waren; ich erröthe noch heute, wenn ich daran denke“.

Servilismus, kriechende Heuchelei waren vielleicht die Schwächen, welche Cavour in seinem Nebenmenschen am meisten verachtete und am schonungslosesten verurtheilte, während er sich gegen Dünkel und Ueberhebung gern des Spottes als Waffe bediente.

Ein anderer Charakterzug, der sich gleichfalls in früher Kindheit kundgab und gleichsam die Richtschnur seiner politischen Laufbahn wie seines Privatlebens bildete, war ein bis auf die Spitze getriebenes Rechtlichkeitsgefühl. In seinem sechsten Jahre nahmen ihn die Eltern auf einer Reise nach Genf mit, wo sie Verwandte, die Familie de la Rive, besuchten. Kaum hatte man sich bewillkommnet, erzählt der kleine Camillo in großer Aufregung, der Postmeister der letzten Station habe ihnen ganz entsetzliche Pferde gegeben, und verlangt von seinem Onkel, er solle ihn deshalb seines Amtes entsetzen. Auf die Versicherung des Onkels, daß er nicht befugt sei, den Postmeister abzusetzen, ruft der kleine Starrkopf erzürnt: „Ich will es aber! Dann muß ich beim Obersyndikus vorgelassen werden.“ Spätes halber schickte man ihn wirklich am nächsten Tage zum Ober-

syndikus, mit dem die Familie befreundet war. Der kleine Cavour wird mit aller Ceremonie empfangen, macht drei tiefe Verbeugungen und trägt unerschrocken sein Anliegen vor. Nach Hause zurückgekehrt, ruft er seinem Onkel schon von weitem entgegen: „Siehst du Onkel, er wird abgesetzt!“

Im Jahre 1860 erwiderte er einer ihm befreundeten Engländerin in Neapel auf ihre Bitte um Begünstigung eines neapolitanischen Offiziers:

„Geehrte Lady!

Wenn die Konstitution in Gefahr steht, weil ich mit einem jungen Manne, der seinen Abschied fordert und zu Hause bleibt, während seine Kameraden kämpfen, keine Ausnahme machen und ihn nicht in die Marine aufnehmen will, dann freilich steht die Konstitution auf schwachen Füßen und wird kaum drei Monate dauern. Wissen Sie, weshalb Neapel so tief gesunken ist? Weil, wenn es sich um einen Granignone, um einen Günstling des Königs, der Prinzen, um deren Schmeichler und Anhänger handelt, die Gesetze und Verordnungen unbeobachtet bleiben Ich für meine Person halte es für meine Pflicht, streng zu sein und die Nachsicht meinen Unterbeamten zu überlassen.“

Neben dieser Strenge besaß Cavour ein warmes, leicht erregbares, empfängliches Herz, das sich indeß nicht durch oberflächliche Gutmüthigkeit kundgab. Geldunterstützungen gewährte er nur da, wo die äußerste Noth sie erheischte oder segensreiche Erfolge voraussichtlich waren; ebenso verhinderte er aus allen Kräften jede unverdiente, durch Intriguen und Ramorra errungene Begünstigung. Von den vielen Bitten und Anliegen, die ihm bei seiner hohen Stellung zugehen, blieb keines unerwidert. Handelte es sich um talentvolle, strebsame Männer, denen die Mittel fehlten, verschaffte er ihnen dieselben oder gab sie häufig selbst, und hierbei begünstigte er industrielle Unter-

nehmungen und Erfindungen. Politisch Verfolgten stand er mit Rath und That zur Seite und scheute nicht die Weitläufigkeiten und Schreibereien, die ihm oft dadurch veranlaßt wurden.

Fern von jeder religiösen Schwärmerei oder Bigotterie, war er bis zum äußersten Grade tolerant, achtete jede Konfession und jede persönliche Ansicht und räumte selbst dem Aberglauben der Massen gewisse Rechte ein. Seinem maßvollen Vorgehen bei Erörterung der Gesetze für Abschaffung der Privilegien des Klerus lag nicht nur politische Klugheit zu Grunde und die Vorsicht, in einem Momente großer Umgestaltungen den religiösen Volksinn nicht zu verletzen oder gar zu schwächen, sondern auch seine Achtung vor der Religion und deren Dienern. Philosophisches Grübeln und Sentimentalität lagen ihm fern. Er war ein klarer, praktischer, ja nüchterner Kopf, in dem die Metaphysik keinen Raum fand. Wandelte er am Arm eines Freundes auf einsamen Spaziergängen, führte er gern hin und wieder religiös-philosophische Gespräche, doch immer endeten sie mit einem: *Que sais je!* — Sein Gedankengang war geordnet und logisch, und dieses kaltblütige Erwägen der Thatfachen und ihrer Folgen bei völligem Absehen von seiner persönlichen Ansicht oder Empfindung bildete seine Größe und einen seltsamen Kontrast zu seinem hitzigen, leicht empfänglichen Wesen. Die Erzählung einer edlen That begeisterte ihn und in seinen Augen glänzten Thränen, und eben so leicht übermannte ihn Zorn und Entrüstung bei Entdeckung einer Ungerechtigkeit, deren Folgen einen Schuldlosen trafen.

Cabour war in hohem Grade Physiognomiker, doch gab er viel auf den ersten Eindruck und war durch offenes freundliches Entgegenkommen leicht zu gewinnen, deshalb war sein Urtheil nicht immer zuverlässig. Entgegenkommend und ungewungen, verlangte er auch im Verkehr mit Anderen jene Höflichkeit, Rücksicht und Freundlichkeit, welche ihm ohnunterschiedlich

Hohen und Niedrigen gegenüber eigen war, jene Herzensbildung, die er höher schätzte als Wissen und korrekte Formen.

Die Familienbande waren ihm heilig, und noch in späteren Jahren erinnerte er sich gern seiner Kindheit, der Zärtlichkeit der weiblichen Verwandten und seiner Liebe zu seiner Tante, der Herzogin Clermont Tonnerre, die viel in seinem Elternhause lebte, ihn innig liebte, und, wie er selbst sagte, den Samen zu allem Guten und Edlen in sein Herz gestreut hatte. Nicht minder segensreich wirkte seine sanfte, tieffühlende fromme Mutter auf das empfindsame Kinderherz. Jeder Todesfall in seiner weitausgedehnten, aber in herzlichem Verkehr stehenden Verwandtschaft ergriff ihn auf das schmerzlichste.

Im Jahre 1831 verlor er fast gleichzeitig seinen hochverehrten Großonkel, Alberto Benso di Cavour, und einen anderen Onkel, den Grafen d'Azers. Nach Beisetzung der Leichen in der Familiengruft von Santena schrieb er seiner Tante, der Gräfin Sella in Genf: „ . . . Solchen Särgen gegenüber fühlt man sich von der Nichtigkeit, von der Eitelkeit dieser Welt durchdrungen. Bei mir bedurfte es dessen nicht mehr; aber ich versichere Sie, daß mich das noch mehr dahin geführt hat, jedem Verlangen nach Ruhm und Ehre entschieden zu entsagen.“ Derartige Betrachtungen im Munde eines einundzwanzigjährigen Jünglings lassen ihn frühreif erscheinen; gleichzeitig dienen sie als Beweis, daß Cavour schon im Alter, in dem die meisten jungen Leute ihren Vergnügungen nachgehen, politische Pläne in seinem Kopfe verarbeitete und der Gang nach Ruhm und Ehre sich frühzeitig in ihm regte.

Daß zwischen Cavour und seinem Vater ein wahrhaftes Freundschaftsband bestanden, jene Verehrung, wie er sie für seine Onkel, den Herzog von Tonnerre, den Grafen von Sella empfand, ist nicht anzunehmen, denn der Marquis Cavour huldigte, seiner Gesinnung wie seiner Stellung gemäß, Prinzipien, welche

denen des feurigen Freiheitsenthusiasten durchaus entgegen waren. Einstiger Kammerherr des Prinzen Borghese, später Gouverneur von Piemont, wurde er im Jahre 1835 zum Vikar von Turin ernannt, d. h. zum Chef der Stadtpolizei, womit weiteingreifende politische Funktionen verbunden waren, und dem es, außer der Aufsicht über die öffentliche Ruhe und Ordnung auch oblag, alle als liberal gesinnt Verdächtigen zu überwachen, wie das Publikum es nannte: zu spioniren. Wie sehr dieses Amt in einem absolutistischen Staate zur Zeit politischer Verfolgungen dazu geeignet war sich Feinde zu machen, liegt auf der Hand. Der Vikar besaß bei Ausübung seines Amtes unbeschränkte Macht und referirte unmittelbar dem König. Es hieß im Publikum, Cavour's Vater mißbrauche diese Macht und seinen Einfluß am Hofe, nicht allein um seinen Sympathien und Antipathien freien Lauf zu lassen, sondern auch um sich zu bereichern. Es ist unnütz, hier diese auf Haß und Rache begründeten Verleumdungen näher zu erörtern; Thatsache bleibt, daß der gute Name von Cavour's Vater im Auge aller Ehrenmänner Piemonts makellos blieb; eine andere Thatsache allerdings ist, daß sein wenig einnehmendes Wesen ihn im Publikum, selbst in höchsten Kreisen, wenig beliebt machte.

Die Unpopularität des Vaters wirkte sehr erschwerend auf die Laufbahn des Sohnes. Auch hier trat Cavour's ritterlicher Sinn zu Tage: griff man ihn selbst in irgend einer Zeitung an, schwieg er oder erwiderte durch Ironie; handelte es sich um seinen Vater, trat er selbst in die Schranken.

Auch zwischen ihm und seinem ältern Bruder Gustav, welcher der klerikalen Partei angehörte und seinen feudalistisch-aristokratischen Gesinnungen treu geblieben war, scheint kein inniges Band bestanden zu haben.

Man bestimmte den jungen Camillo für die Militärcarriere und schickte ihn mit zehn Jahren in die königliche Kriegsschule

zu Turin, wo er sich durch außerordentliche Begabung für die Mathematik auszeichnete und die er mit sechzehn Jahren als Genieoffizier verließ. Seine erste Garnison war Ventimiglia an der Riviera, die zweite Genua, wo ihm das sonnige Klima, die Regsamkeit und vielleicht auch ein gewisser Freiheitswind, der Genua stets vor allen andern italienischen Städten auszeichnete, ungemein zusagten.

Mittlerer Größe, hochblond, rothwangig und im höchsten Grade bon enfant, machte er den Eindruck eines gutmüthigen, offenerzigen Burschen. Die kleinen grauen Augen sprühten Feuer und die Lippen umspielte stets ein freundliches Lächeln, das selbst in den schwersten Zeiten nur für kurze Momente verschwand. Heiteren Gemüthes, liebte er Scherz und Wit und zu jener Epoche, vielleicht der glücklichsten seines ganzen Lebens, auch wohl manchen tollten Streich. Bald gewann er sich die Herzen seiner Kameraden und wurde ein Liebling in den aristokratischen Salons, denen er indeß den intimen freundlichen Verkehr mit einer Schweizer Familie, de la Rue, vorzog. In jugendlichem Uebermuth ließ er seiner Zunge oft freien Lauf, und einmal entschlüpfte ihm eine humoristische mokante Bemerkung über das Hofleben. Einer seiner Vorgesetzten, der in dem jungen sprudelnden Offizier einen gefährlichen Brauskopf ahnte, hinterbrachte seine Worte mit verleumderischer Entstellung dem Prinzen Carignano, der, in der offenkundigen Absicht ihn zu strafen, ihn sofort nach seiner Thronbesteigung nach dem öden einsamen Fort Bard im Aoste-Thale versetzen ließ. Die Einsamkeit, Unthätigkeit, Widerwille gegen die militärische Disziplin, die ihm in dem heiteren Genua weniger drückend erschienen war, vor allen Dingen aber Unmuth über das absolutistische Verfahren, versetzten ihn in einen Trübsinn, den zu bemeistern er sich nicht stark genug fühlte, und der damit endete, daß er von seinem Vater die Erlaubniß den Abschied zu fordern

verlangte und erhielt. Er lebte hierauf im Elsternhause, theils in der Stadt, mehr auf den Gütern, und machte häufige Ausflüge nach Genf. Sicherlich regte sich in ihm schon damals, ja schon früher, tiefes Mitleid mit den Leiden Italiens und lebhaftes Neigung zur politischen Thätigkeit, welche nicht frei war von Trachten nach Ruhm und Größe. Briefe aus jener Zeit, welche gleichzeitig darlegen, wie sehr er seinen Jahren voraus war, verrathen es. 1829 schrieb er an einen englischen Freund: „. Beklagen Sie Diejenigen, die sich an den edlen Prinzipien moderner Civilisation genährt haben und nun zusehen müssen, wie ihr Vaterland von den österreichischen Bajonetten verwüstet wird!“ Und in einem Briefe vom 2. Oktober 1832, an die Marquise Julia Faletti di Barolo, bekennet er ganz offenherzig seine bereits überwundenen Illusionen der Eitelkeit, seine Träume von Ruhm, Größe und Macht.

„Ich will offen gestehen — schreibt er —, daß es eine Zeit gab, wo ich dachte, es gäbe nichts, das über meine Kräfte ginge, wo ich es für ganz natürlich hielt, eines schönen Morgens als leitender Minister des Königreichs Italien zu erwachen.“

In Turin verkehrte er viel mit vornehmen französischen Emigranten, vorzugsweise mit der eben genannten Marquise, deren Umgang ihn ihres scharfen Verstandes und treffenden Urtheils halber ungemein fesselte, ungeachtet der Altersverschiedenheit und der entgegengesetzten politischen Ansichten: die Dame war feurige Legitimistin, der junge Graf Verehrer Royer Collard's und Casimir Perrier's. Ein häufiger Gast war er im Hause des Herrn von Barant, eines eben so feinen Weltmannes wie klugen Staatsmannes, der in ihm richtiges Verständniß und Sympathie für die französische Nation erweckte. Sein Umgang mit dem Attaché der französischen Gesandtschaft, Grafen Haussenville, lenkte zuerst die Augen der österreichischen Polizei auf ihn.

Als im Jahre 1832 der österreichische Gesandte in Turin erfuhr, daß der junge Graf Cavour einen Paß nach der Lombardei verlangt, warnte er die dortige Polizei durch folgendes Schreiben:

„Dieser junge Mann gehört einer der angesehensten Familien in Piemont an, und sein allgemein geschätzter Vater ist über die Aufführung seines jüngsten Sohnes aufs tiefste betrübt. Alle Bemühungen, ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen, sind vergeblich. Er bedarf einer fortgesetzten Aufsicht, denn ich halte ihn für einen höchst gefährlichen Menschen.“

Cavour erhielt den Paß nach der Lombardei erst 1836 und machte seine Reise mit warnenden Vorläufern, die ihm von Ort zu Ort voran gingen.

Während jener Jahre beschäftigte er sich vorzugsweise mit volkswirthschaftlichen und geschichtlichen Studien und studirte eifrig moderne Sprachen und Literatur. Mit großer Sehnsucht trieb es ihn immer wieder nach Genf. 1829 schrieb er an seine Tante, die Gräfin Sella: „Ich fühle, daß mir die Genfer Atmosphäre eine wahre Wohlthat sein wird.“ Doch erst im Jahre 1835, nach Veröffentlichung einer, ihm von der sardinischen Regierung aufgetragenen statistischen Arbeit über das englische Armen-Verwaltungswesen begab er sich auf längere Zeit dorthin.

Durch die Familie seiner Mutter und deren ausgedehnte Freundeskreise war er in Genf einheimischer als in Turin und führte dort ein seiner Natur zusagenderes gemüthlicheres Leben, während seinem freien, wissensdurstigen Geiste reiche Nahrung geboten wurde. Er wohnte sehr bescheiden und lebte im intimsten Verkehr mit dem Grafen Sella und dem Herzog Clermont-Tonnerre und deren Familie. Auch andere Verwandte und Kreise einer anderen geistigen Richtung fesselten ihn dort, besonders das Haus des hochgelehrten Professors der Physik,

Augusts de la Rive, Korrespondenten des Institute de France, dessen Sohn, bedeutender Publizist und Mitarbeiter der Bibliothèque universelle de Genève, uns an seinem Buche über Cavour einen wahren Schatz hinterlassen hat. In diesen Gelehrtenkreisen, wo täglich bis in die Nacht hinein politisirt und debattirt wurde, fand sein nach Kenntnissen strebender Geist reichen Boden, und im Ideenaustausch mit Fachmännern befestigte sich sein Urtheil und erweiterte sich seine Anschauungsweise. In demselben Jahre reiste er zum erstenmale nach Frankreich und England, und hier trat er in eine neue Welt. In England erstaunten ihn die in allen Schichten der Gesellschaft herrschenden aufrichtig royalistischen Gesinnungen, gepaart mit freiheitlichen Institutionen, wie selbst die freie Schweiz sie nicht besaß. Die Selbstständigkeit des Verwaltungswesens, die gänzliche Abwesenheit des in Piemont so drückenden Bevormundungssystems in Handel und Industrie, die Freiheit in Wort und Schrift, welche niemals in politischer Beziehung gemißbraucht wurde, den gesunden Sinn des Volkes, das eine Meinung, eine Stimme zu haben berechtigt war, bewunderte er, vor allem aber erfüllte ihn das Nationalbewußtsein des Engländer's mit Sympathie und Hochachtung für dieses Land, dessen staatliche wie Privateinrichtungen ihm fortan als Vorbild dienten, und zwar in so hohem Grade, daß man ihm später seine Anglomanie vorwarf. Dort — so sagte er selbst — wurde ihm der Begriff der persönlichen Menschenwürde auch außerhalb der Hochgeborenen und Hochgelehrten klar, und mit diesem der Begriff der Menschenrechte — des Völkerrechts. Mit andern Worten, dort durchstrahlte ihn zum erstenmale das Licht wahrhaftiger Freiheit, jener Freiheit, die nichts mit Revolutionen, Republikanern und Sozialdemokraten gemein hat; dort gingen ihm Dinge auf, sammelte er Kenntnisse und Erfahrungen, die er durch kein Studium erlernt und erfaßt haben

würde, dort lernte er vergleichen und urtheilen und wurde, wie er später an Herrn Naville in Genf schrieb, Centrumsmann und Gemäßigter.

Nicht geringere Aufmerksamkeit widmete er dem hohen industriellen Aufschwung Englands. Er weilte stundenlang in Fabriken und Maschinenbauanstalten und ließ sich die Handhabung besonders der neuen Ackerbaumaschinen bis ins kleinste Detail auseinanderlegen. Auch bei großen Gutsbesitzern wußte er sich Zutritt zu verschaffen und sammelte Notizen über den englischen Feldbau. Der Aufenthalt in Paris war nicht weniger nützlich und genüßreich für ihn. Ein Einblick in seine Briefe aus jener Zeit erregt unser Erstaunen über die Geistesklarheit und Urtheilsreise, mit welcher er die komplizirtesten sozialen und politischen Fragen erörtert und lange, Zeitungsartikeln ähnliche Briefe verfaßt, welche nicht aus der Feder eines fünfundzwanzigjährigen Lebemanns, sondern aus der eines in politischer Thätigkeit herangereiften Mannes zu fließen scheinen.

In beiden Ländern öffnete sein Name ihm die Pforten der höchsten gesellschaftlichen Schichten, doch besuchte er vorzugsweise diplomatische Kreise. Allen Staatsmännern, Politikern und hervorragenden Journalisten näherte er sich und knüpfte Verbindungen an, was vielleicht schon damals nicht ganz absichtslos geschah. Sein Frohsinn und Geselligkeitsbedürfniß wurden dadurch nicht geschwächt; im Gegentheil: er kostete auch die Freuden der leichtlebigen Pariser Gesellschaft und erklärte den Pariser Salon, dessen Seele geistreiche Frauen waren, wo Fürsten, Grafen und Diplomaten Maler, Sänger und Dichter zur Seite saßen und man in freier, ungezwungener Weise über Politik, Wissenschaft und Kunst diskutirte für „einen Genuß, der mit nichts anderem zu vergleichen sei“. Erst nach dem Aufenthalte in der Fremde — erklärte er offenherzig — habe er seine lächerliche Ueberhebung erkannt, wenn er sich durch

seine Herkunft, durch den unmittelbaren Verkehr seines Vaters mit dem Könige und Prinzen, für ein über andere Menschenklassen erhabenes Geschöpf gehalten hatte.

Wir gestatten uns hier die Bemerkung, daß trotz dieses Enthusiasmus, trotz der warmen Freiheits- und Gleichheitsgefühle, von denen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Luft ganz Europas geschwängert war, Cavour doch nur die Hülle des Aristokraten, das heißt die enggeistigen Rastenvorurtheile abwarf. Sein Geist und seine Seele blieben aristokratisch im edelsten Sinne des Wortes. Sein Stolz sträubte sich gegen spätere niedrige Verleumdungen in so hohem Grade, daß er sie selten der Erwiderung würdigte, und der Verkehr mit Niedriggesinnten war ihm peinlich, widerwärtig.

In Paris erneuerte er die Bekanntschaft einer Dame, welche einen der hervorragendsten Salons hielt, der ebenso geistreichen wie hochgebildeten und tieffühlenden Gräfin Anastasia Circourt-Klustine, Ruffin von Geburt und an einen französischen Edelmann verheirathet, die er in Genf kennen gelernt hatte und mit der er bis an sein Lebensende ein reines, edles Freundschaftsband erhielt. Die an diese Dame gerichteten Briefe, in denen der seine scharfsichtige Diplomat und der edle warmherzige Mensch ineinander verschmelzen, bilden die Perle der Cavour'schen Brieffammlung.

In Frankreich und England regte der Patriotismus in dem künftigen Gründer des italienischen Reiches seine Schwingen mächtiger als jemals; nicht der schwärmerisch-enthusiastische, achtzehnjährige Patriotismus, nicht der kleinliche dünhelshafte, der auf dem bekannten „Chez nous“ beruht, wohl aber ein tiefempfundener, schmerzlicher, aus Stolz und Eifersucht gebildeter Patriotismus, der zur Erkenntniß der Mängel und Gebrechen des eigenen Vaterlandes führt. Immer lebhafter drängt sich ihm der Gedanke auf, daß auch sein, in jeder Hinsicht so reich

ausgestattetes Land — und damit meinte er schon damals ganz Italien — auf gleichem Höhepunkt der Civilisation und des materiellen Gedeihens stehen könnte, wäre es nicht durch jahrhundertlange Tyrannei, durch Fremdherrschaft und Priesterwirthschaft unterjocht und geistig verkommen. Hatte doch auch England vielhundertjährige Kämpfe überstanden — waren doch Frankreichs Ströme mit Blut gefärbt, um Menschenrechte zu erringen!

Bei seiner Rückkehr nach Piemont erschienen ihm Menschen und Dinge, politische und soziale Zustände in einem noch düsteren Lichte als zuvor, und es war ein wirkliches Opfer seinerseits, daß er den Vorstellungen seiner Freundin, der Gräfin Circourt, und der vielen italienischen Verbannten, die auf ihn eindringen in Paris zu bleiben, nicht Gehör lieh, sondern in der „drückenden piemontesischen Luft“ besserer Zeiten harnte. Die Anregung, die er im Auslande erhalten, die Lage seines Landes und der unstillbare Thätigkeitsdurst drängten ihn gewaltig zum Handeln, und schon damals brannte er danach, in die Arena des politischen Lebens zu treten. Er kannte seine Kraft, doch auch die für den Moment unüberwindlichen Hindernisse. Piemont besaß viele bedeutende Männer reifen Alters, und alle wurden von den Staatsgeschäften ferngehalten, wofür sie auch nur im Verdacht freier Gesinnungen standen. Wie viel mehr mußte dies bei dem mit modernen Fortschrittsideen getränkten jungen Cavour der Fall sein, der ohnehin kein Günstling des Königs war. Die Bewegungen in den übrigen italienischen Staaten gingen von dem „jungen Italien“ aus, und in den Köpfen fanatischer Volksmassen und rasender Parteiführer, deren Endpunkt Umsturz war, verwirrten sich die Begriffe Freiheit und Unabhängigkeit mit Anarchie und Vernichtung und waren untrennbar von Republikanismus und Demagogenthum. Sich diesen Bewegungen anzuschließen war seinen unerschütterlich monarchi-

stischen Prinzipien entgegen, und selbst, hätte er es gethan, wer würde an die Aufrichtigkeit eines Aristokraten, eines Höflingssohnes geglaubt haben?

Cavour mußte sich bezwingen und warten. Er ging auf den Vorschlag seines Vaters ein und übernahm die Verwaltung der Familiengüter. In kurzer Zeit gewann er den Ackerbau und das Landleben so lieb, daß er ernstlich die Absicht hatte, sich ihm ganz zu widmen. Die übernommenen Funktionen genügten ihm nicht, und er machte auf eigene Rechnung allerlei Experimente und Spekulationen, um sich zu bereichern, die indeß keinen sehr glänzenden Erfolg hatten. Gleichzeitig verfolgte er auf das genaueste die politischen Ereignisse und mischte sich indirekterweise hinein, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bot. Zu jener Zeit ersuchte ihn Professor August de la Rive, vielleicht um seine reichen Geistesgaben nicht schlummern zu lassen, um einige Aufsätze für die *Bibliothèque universelle de Genève*. Das Anerbieten schmeichelte ihm und gab ihm Gelegenheit, seine Studien zu verwenden, doch er besaß wenig Selbstvertrauen bezüglich seiner klassischen und literarischen Bildung, deren Vernachlässigung, wie er es nannte, er oft laut bedauerte, und stellte die Bedingung, daß man niemals Arbeiten von ihm verlange, bei denen die Phantasie im Spiele sei.

Im Jahre 1836 bereiste er die Lombardei und 1837 und 1843 weilte er wieder längere Zeit in London und Paris. Während dieser letzten Reisen entwickelte er eine Thätigkeit, bei welcher er sich kaum den nöthigen Schlaf gönnte. Er wohnte den Kammerverhandlungen und politischen Versammlungen bei, betrieb industrielle Geschäfte, sammelte Notizen, pflegte eine ausgedehnte Korrespondenz, besuchte Klubs, Theater, Konzerte, Salons. Abgepannt weilte er bei der Rückreise längere Zeit bei seinen Freunden de la Rive in Presinge bei Genf, und erholte sich an der Ruhe des Landlebens und am Studium

vorzugsweise englischer Geschichte und Volkswirthschaft. Wir entlehnen den Mittheilungen seines Veters de la Rive folgende Einzelheiten über seine Gewohnheiten, welche seine Persönlichkeit charakterisiren.

„... Cavour nahm gleich von Anfang seine privaten Lebensgewohnheiten in sein öffentliches Leben mit hinüber. Er stand sehr früh auf: um vier, spätestens um fünf Uhr. Die frühen Morgenstunden widmete er seiner amtlichen oder Privatkorrespondenz, der Geschäftsführung seiner Güter, dem Studium von Fragen, die ihm zu schaffen machten, gern auch dem Empfange von Bittstellern, der Ertheilung von Audienzen; und da spielte wohl manchmal etwas Bosheit mit herein.

Er arbeitete leicht, hatte eine wunderbare Fähigkeit, von einem Gegenstand zum anderen überzuspringen, sein Denken ohne Vorbereitung der nächsten Angelegenheit anzupassen, angefangene Arbeiten, abgebrochene Gedankenreihen genau an demselben Punkte, wo er sie gelassen hatte, wieder aufzunehmen. Oft unterbrach, aber niemals störte man ihm. Mit Ausnahme längerer Depeschen, Circulare und für die Oeffentlichkeit bestimmter Schriftstücke, die er gewöhnlich diktirte, schrieb er seine sämmtlichen Briefe eigenhändig. Er schrieb nicht schnell, aber sicher, ohne einen Augenblick zu schwanken, zu suchen, in nüchternem Stil, ein treues Abbild des Gedankens, keinen Strich mehr, aber auch kein Wort weniger als nöthig war. Sofort nach Empfang eines Briefes beantwortete er ihn, und nicht eine seiner Antworten wäre ungenügend oder ungenau gewesen; er gab jede geforderte Auskunft, löste jede gestellte Frage und erledigte jedes Gesuch umgehend mit Ja oder Nein. „Der Geschäftsgang,“ schrieb er 1844 an Naville, „ist bei uns unerträglich schleppend, besonders seit eine und dieselbe Person die Ministerien des Innern und der Finanzen zugleich leitet. Die Rückstände sind grauenhaft, und man wird nur über sie Herr

werden können, wenn man die beiden Ministerien trennt.“ Zehn Jahre später war das sicherste Mittel sich der Rückstände zu entledigen nicht das, die Ministerien zu trennen, sondern sie in Cavour's Hände zu vereinigen.

Also ehe er sich auf sein oder besser auf seine Büreaus begab, nahm Cavour seiner Gewohnheit gemäß gegen neun oder zehn Uhr ein leichtes Frühstück, bestehend in zwei Eiern und einer Tasse Thee. Dann hatte er bereits einen Theil der Geschäfte persönlich, ohne einen schläfrigen oder unverständigen Mittelsmann, abgethan. Wer jemals bei Verwaltungsstellen hat Spießruthen laufen müssen, von Kanzlei zu Kanzlei, von Aktenstoß zu Aktenstoß, zwanzigmal der Laune eines Beamten preisgegeben, der wird begreifen, welche Wohlthat für das Publikum Cavour's Rührigkeit war, und daß man sich ihm so leicht nähern konnte, dazu die Promptheit, die Klarheit und zugleich, kraft seiner offiziellen Stellung, die Wichtigkeit seiner Antworten. Und für ihn selbst waren diese Vortheile nicht geringer als für das Publikum. Die Verwaltungsjorgen vom Halbe und sein Pensum hinter sich zu einer Tageszeit, wo die meisten das ihrige erst anfangen, konnte er sich mit freiem Geist und Gemüth den Konferenzen mit den fremden Gesandten, dem Ministerrathe, den Kammerdebatten hingeben; konnte sich seinen eigenen Gedanken überlassen, über seine Reden nachsinnen; konnte Unterhaltungen mit seinen Kollegen, gemüthliche Plaudereien mit Freunden und Bekannten, mit seinen Gegnern, mit dem ersten Besten pflegen, kurz, er konnte sich der großen und kleinen Politik hingeben wie der Muße, die ihm seine nationale Arbeit übrig ließ. Freilich kam eine Zeit, wo ihm die Gewohnheit, alles, auch das Kleinste, selbst zu besorgen, alles selbst zu expediren, zu einer schweren Last wurde, mit der er sich nur abfinden konnte, wenn er bis in die Nacht hinein arbeitete, nachdem er mit Tagesanbruch begonnen. Aber in den

ersten Jahren waren die Arbeiten weniger zahlreich und weniger forgeschwer.

Nach dem Frühstück begab er sich ins Ministerium, zu Fuß, muntern Schrittes, rechts und links, oft mit einem Scherzworte, guten Morgen wünschend. Alle grüßten ihn und viele sprachen ihn an, wenn nicht sein eiliger Schritt oder seine umwölkten Stirn auch die Zudringlichsten verscheuchte. Im Ministerium las er die Depeschen, durchslog die Zeitungen, ging durch alle Büreaus, trieb die Beamten an und ertheilte Audienzen. Von da begab er sich zum Könige, in den Kabinetssrath, in den Senat oder in die Kammer. Endlich ging er nach Hause und ruhte sich auf dem Wege einen Augenblick bei seiner Nichte, der Gräfin Alfieri, aus, in deren vertrautem Umgang er gern den Minister vergaß. Um sechs Uhr speiste er mit seinem Bruder. Darauf zog er sich in sein Kabinet zurück, suchte sich zwischen Haufen von Zeitungen, Büchern, Brochüren, Manuscripten, Telegrammen, zerrissenen Couverts, alten und neuen Briefen einen leeren Lehnstuhl, steckte eine Cigarette an und schlummerte ein Weilchen. Dann setzte er sich wieder an die Arbeit. In Gesellschaft ging er nur, wenn seine Gegenwart durchaus geboten war. Dagegen verbrachte er gern ein Stündchen oder zwei im Theater. Kurz, abgesehen von außergewöhnlichen Fällen, die freilich am Ende alltägliche wurden, legte er sich zeitig, vor Mitternacht, zu Bette.

Wer die materielle, äußere Ordnung mit der Ordnung im Denken verwechselt, wird erstaunt sein, wenn er von dem Durcheinander und Uebereinander in Cavour's Studirzimmer hört, einer Unordnung, die so arg war, daß ich einst meinen Hut, den ich auf ein Möbel gestellt, nicht wiederfinden konnte, während Cavour selbst einmal einen Zettel, der unter die zerstreuten Papiere gerathen war, seit drei Tagen suchte."

Nach Turin zurückgekehrt, schien ihm der moralische Hori-

zont Piemonts „von einem abscheulichen Unterdrückungssystem verdunkelt“. So schrieb er an de la Rive: „..... Ja, mein Lieber, jetzt sind es zwei Monate, daß ich eine von Unwissenheit und Vorurtheilen geschwängerte Luft einathme, daß ich in einer Stadt lebe, wo man sich verstecken muß, um einige Ideen auszutauschen, die aus der politischen und moralischen Enge, in welche die Regierung die Geister einpferchen will, heraustreten“

Gleichzeitig bietet er ihm einen Artikel über Irland an und eine Kritik eines landwirthschaftlichen Studienwerkes von Chateaufieux, und erwartet die Antwort „die Hände im Schoß“. Er weilte einige Zeit in Leri, förderte Kanalbauten im Innern und Eisenbahnprojekte zwischen der Schweiz und Frankreich. Im Herbst desselben Jahres gründete er in Turin eine Whistgesellschaft nach dem Vorbilde der Klubs von London und Paris, was in Betracht des Landes und der Zeit als eine wirkliche Errungenschaft zu betrachten war. Bald darauf betheiligte er sich lebhaft bei Gründung einer Ackerbaugesellschaft, welche die freisinnigsten Elemente in sich schloß und deren Hauptzweck war, Gelegenheit zu politischen Besprechungen zu geben. Hader und Zwietracht traten ihm in den Weg. Die sich stets steigende Unpopularität seines Vaters erschwerte ihm alle Unternehmungen; man haßte ihn nicht, doch man unterschob, hier aus Neid, dort aus Vorurtheil gegen den Sohn des Höflings, seinen Handlungen falsche schlechte Gründe. Seine in Genf und Paris erschienenen und rühmlichst anerkannten Arbeiten, über Pauperismus, Eisenbahnen, englische Handelsreformen, in denen seine Verehrung für Robert Peel hervortrat, waren in Piemont nicht allgemein bekannt, und Cavour war nicht der Mann, Propaganda für sich zu machen. Einige Mitglieder der erwähnten Gesellschaft wurden aus von ihr unabhängigen Gründen polizeilich verfolgt und des Landes verwiesen. Es hieß,

Cavour's Vater habe diese Verfolgungen veranlaßt. Als man im Jahre 1847 in einer zahlreichen Versammlung verschiedene dem Könige Karl Albert vorzulegende Reformen erörterte, trat Cavour, der nie etwas Halbes that, hervor und machte den Vorschlag, man solle statt dessen frei und frank die Verfassung fordern. Diese Kühnheit erregte allgemeines Erstaunen, doch bald folgte Murren und man verwarf den Antrag, weil er in der festen Voraussicht gemacht worden sei, der König werde die Verfassung nicht geben, sondern, gereizt, alle Reformen verweigern. Cavour kündigte bald darauf seinen Austritt an, doch ohne Rachegefühl noch Zorn, Empfindungen, die ihm überhaupt fern lagen. „Il n'y a rien de plus ridicule que la rancune en politique,“ pflegte er zu sagen.

Im Jahre 1847 gründete er im Verein mit Cäsar Balbo eine Zeitung in Turin, „Il Risorgimento“, und 1849 nahm er den Titel des Direktors und verantwortlichen Redacteurs des Blattes an. Damit trat er in die Oeffentlichkeit und stand auch sofort zwischen zwei Feuern. Hier die Angriffe der Rückschrittler, dort die Feindseligkeiten der Umsturzpartei. Weit entfernt davon, sich entmuthigen zu lassen, waren ihm diese Kämpfe gewissermaßen ein Stimulant. „Wahrhaftig — schreibt er im Januar 1849 an seinen Freund und Mitarbeiter Castelli —, wenn ich meinem Humor freien Lauf ließe, würden mich die Vorgänge über alle Maßen amüsiren, denn die Komödie, die sich vor unseren Augen abspielt, ist unbezahlbar, besonders in der Provinz. Der kleinste Apotheker, der erbärmlichste Dorfspaffe maßt sich, mit seiner Gazzetta del popolo bewaffnet, das Recht an, uns, ich meine Sie und mich und Alle, die für das Blatt arbeiten, als bornirte Dummköpfe zu kritisiren. In Cigliano wagten meine Freunde gar nicht meinen Namen zu nennen bei den letzten Wahlen, so unbeliebt bin ich bei der Dorfpolitik geworden. Dieses nicht sehr schmeichelhafte Resultat ist aber durchaus nicht imstande,

mir das politische Leben zu verleiden; ich betrachte es als eine unvermeidliche Episode, die man ohne Born und ohne zurückzuschrecken hinnehmen muß . . .“

Zuweilen überkam ihn nach solchen Kämpfen eine mehr physische als geistige Abspannung; dann zog er sich auf einige Zeit nach Veri zurück, bewirthschaftete mit erneuertem Eifer sein Gut und schaffte sich eine Thätigkeit, die im Sommer wie im Winter um fünf Uhr Morgens begann. Er führte Neuerungen ein, Drainage, künstlichen Dünger, Rassenzucht, veranlaßte seine Pächter und Nachbarn ein gleiches zu thun, schrieb Artikel zur Hebung des Bauernstandes durch gesunde Wohnungen und Schulen und förderte aus allen Kräften die Gründung von Ackerbau-Vorschubbanken, um den kleinen Grundbesitzern und Pächtern, deren Lage eine höchst drückende war, zu Hülfe zu kommen. Infolgedessen schrieb man in den Zeitungen: der Graf Cavour werfe sich in Spekulationen, und als in einem Jahre seine Güter eine überaus reiche Kornernthe gaben, hieß es, die Brüder Cavour ahmten die Kornjuden nach und speicherten Getreide auf, um es im Moment der Hungersnoth zu vervielfachen Preisen zu verkaufen. Im Jahre 1853, als er bereits Finanzminister war, nahm man an diesen Gerüchten Veranlassung zu einer feindseligen Demonstration.

Am Abend des 18. Oktobers versammelte sich an der Porta Palazzo eine Rote Menschen und begab sich unter stetem Anwachsen nach Cavour's Palast, um ihn zu stürmen. Carabinieri und einige Offiziere der Nationalgarde vertrieben die Unsinigen, als sie bereits die Hausthüre gestürmt und auf die Treppen eingedrungen waren. Cavour befand sich im Ministerium, wo man ihn benachrichtigte. Von mehreren Deputirten begleitet, begab er sich nach der Polizei und verhehlte nicht sein Erstaunen, daß die Polizei, die von dem Minister des Innern, St. Martino, dem die beabsichtigte Demonstration hinterbracht worden war

und der Befehl erteilt, sie zu unterdrücken, nichts dagegen gethan hatte. Noch am folgenden Tage, als er sich in Begleitung La Marmoras und Castellis nach dem Ministerium begab, ertönte auf seinem Wege feindseliges Pfeifen.

Im Jahre 1848 betrat Cavour zum erstenmale den parlamentarischen Kampfplatz; bei den Wahlen für das erste Subalpinen-Parlament lies er sich auf die Wahlliste von Vercelli eintragen und wurde von seinen Anhängern für mehrere andere Wahlbezirke vorgeschlagen. Er hoffte auf keinen Erfolg und fiel auch wirklich durch. Er war entmuthigt, doch zu stolz, um es durchfühlen zu lassen und zu gerecht, um erzürnt zu sein. Von Veri, wohin er sich während der Wahlen zurückgezogen hatte, schrieb er an den Rechtsanwalt Castelli:

„... Ihre Freundschaft für mich macht Sie zu streng gegen unsere Mitbürger, die doch gewiß zu entschuldigen sind, wenn sie mich nicht zum Deputirten wählen wollen. Viele hegen antiaristokratische Vorurtheile, die kein persönliches Verdienst bekämpfen kann. Ich habe zu viel von der Voreingenommenheit des Kastengeistes gesehen, zu viel von den Präensionen der Betitelten zu leiden gehabt (und noch zu leiden), als daß ich jetzt über die entgegengesetzten Präensionen der Volksklassen erzürnt sein sollte ...“

Es war eine Ueberraschung für ihn, als er bei den Ergänzungswahlen für vier Bezirke gewählt wurde: Turin, Iglesias, Monteforte, Cigliano.

Für einen Mann wie Cavour genügte es, sich auf das Streittroß geschwungen zu haben, um die Zügel für immer zu halten und fest im Sattel zu bleiben.

Cavours Freiheitsbestrebungen unterschieden sich wesentlich von denen der meisten Freiheitskämpfer; sie umfaßten einen weiteren Horizont als nur die Erlösung vom Drucke tyrannischer Despoten. Der Jugendtraum von Größe und Macht war er-

löschen und die Politik diene ihm nicht — wie so Vielen — als Mittel zur Erreichung ehrgeiziger persönlicher Zwecke, noch zur Ruhmerhebung seines Königshauses. Der Endzweck, nach dem er strebte, dem er einem Missionär gleich sein Leben weihte, war Civilisation und sittlich moralische Erhebung, das materielle Gedeihen einer Nation, welche ihrer Naturanlage nach in höchstem Grade dazu berechtigt war, den anderen europäischen Völkern gleich zu stehen.

Cavour war ein entschiedener Feind aller Zersplitterungen, aller Einmischungen und Eindringlinge. Man erinnere sich seiner feinen Politik, als bei den Vorbereitungen der Annexion Toskanas, der Prinz Napoleon als eifriger Fürsprecher bei Napoleon III. auftrat und heimlich mit Toskana liebäugelte, wie eine Kofette mit den Kindern eines Wittwers, deren Stiefmutter sie werden möchte. Von diesem Gesichtspunkte der Einheit und Unabhängigkeit sprach er das große Wort: Freie Kirche im freien Staate, erklärte er gleich zu Anfang seiner politischen Thätigkeit die Nothwendigkeit, Rom müsse die Hauptstadt Italiens sein, erklärte die weltliche Macht des Papstes für eine gegen den Zeitgeist strömende Institution. Fern von jeder religiösen Freigeisterei, lag es niemals in seiner Gesinnung, das Papstthum als solches zu schwächen, wie er auch niemals den Klerus als Klerus angriff, sondern nur ihn in seine Grenzen wies, wenn er machthaberisch aus seiner ecclesiastischen Wirksamkeit heraustrat und ihm, durch Mißbrauch seiner Privilegien, Hindernisse in den Weg legte. Von demselben Gesichtspunkte war er Royalist. Nicht nur die anerzogenen Prinzipien und seine persönliche Hingebung an das Haus Savoyen machten ihn dazu: er war Monarchist, weil er die erblich konstitutionelle Monarchie für die sicherste und beständigeste Regierungsform hielt. Oft verzweifelte er fast an der Erreichung seines Zieles: war doch das italienische Volk, mit Ausnahme Piemonts und vielleicht Toskanas, durch die Qualen,

welche es durch die österreichische, die päpstliche und bourbonische Regierung gelitten, geradezu verwildert. Wenn diese von Knechtschaft und Hunger gereizten Massen ihre Fesseln in einem unrichtigen Augenblick sprengten, würde sein ganzes Gebäude zusammenstürzen, und bei den bedeutenden, aber maßlosen Kräften, welche die Republikaner an einem Mazzini, Garibaldi und Anderen besaßen, stand das stets zu befürchten.

Piemont besaß, durch die vorgeschrittene Civilisation, den ernstesten, nüchternsten Volksschlag und die Ehrenhaftigkeit seiner, wenn auch absolutistischen Herrscher ein gewisses Uebergewicht über die anderen italienischen Staaten. Ein großer Schritt war gethan, als Cavour zur Macht gelangte: die Verfassung war ertheilt, das Parlament organisirt und damit das dringendste Begehren der Bevölkerung befriedigt. Doch diese Umwälzung brachte unbeschreibliche Komplikationen mit sich, und Cavour oblag es, das verworrene Garn zu entwirren, ehe er sich an den Webstuhl setzen konnte. Glücklicherweise standen ihm viele vortreffliche Männer zur Seite, wie sie selten ein Land gleichzeitig aufzuweisen hat. Wir nennen einen Gioberti, Balbo, Salmour, d'Azeglio, Santa Rosa, La Marmora, Depretis und viele Andere, alle von demselben Streben beseelt. Ein anderer günstiger Umstand war die fast unerwartete Thronbesteigung Viktor Emanuels und die Persönlichkeit dieses hochherzigen, verständigen, einsichtsvollen Fürsten. Viktor Emanuel besaß große Menschenkenntniß und verstand es vielleicht besser, seine persönlichen Antipathien zu überwinden, als seinen Sympathien Schweigen zu gebieten. Er war langsam und unentschlossen bei Besetzung eines wichtigen Amtes, doch hatte er sich einmal von der Richtigkeit seiner Wahl, von der Leistungsfähigkeit der Männer, denen er ein Amt übergeben, überzeugt, schenkte er ihnen auch volles Vertrauen und legte ihnen niemals durch kleinlichen Despotismus Hindernisse in den Weg.

Die Beziehungen zwischen Cavour und dem Könige waren eigener Art. Viktor Emanuel liebte ihn in der ersten Zeit nicht, doch er anerkannte die immensen staatsmännischen Fähigkeiten und die geistige Ueberlegenheit seines Ministers und unterstützte alle seine großen Pläne und Handlungen, selbst da, wo sie gegen seine persönliche Ansicht waren oder gar sein Gewissen drückten, wie das z. B., bei der großen Frömmigkeit des Königs und seiner Familie, bei Beschränkung der Priestermacht der Fall war. Oft freilich gab es stürmische Scenen, bei denen doch aber immer Cavour recht behielt. Es heißt, bei jenem hitzigen tête-à-tête während der Friedenspräliminarien von Villafranca sei Cavour so aufgebracht gewesen, daß der König ihm gesagt: „Ruhig, ruhig, vergessen Sie nicht, daß ich der König bin,“ worauf Cavour, außer sich, gerufen hätte: „Vorderhand bin ich König, und das wissen die Italiener.“ Und Viktor Emanuel ebenso heftig: „Was soll das heißen, Sie sind König?“ ... Dann hätte er ihm den Rücken gekehrt und das Zimmer verlassen. Doch Viktor Emanuel war ein zu gerechter Mann, als daß er die begründete Entrüstung Cavour's nicht hätte einsehen sollen; und ließ er sich auch durch momentanen Groll soweit hinreißen, daß der geschmeidige Rattazzi auf eine für Cavour fast kränkende Weise in seiner Gunst stieg, hegte er darum doch aufrichtiges Wohlwollen für ihn. Die Thränen, die an Cavour's Todtenbette seine Augen füllten, beweisen es.

Während der ersten Jahre seiner Thätigkeit gehörte Cavour der gemäßigt-liberalen Partei an. Im Jahre 1850 erhielt er im Ministerium d'Azeglio das erste Portefeuille, das der Landwirtschaft und des Handels, dem später das der Marine zugefügt wurde.

Das Erscheinen auf den Ministerbänken des „Direktors des Risorgimento's“ wurde von seinen Gegnern in den Zeitungen mit Spott und Hohn begrüßt, dem nicht Zweifel an seinen

Fähigkeiten, sondern kleinlicher Neid zu Grunde lag und der von gar keiner Tragweite war. Wichtiger war das Verhalten einer Partei, welche, wenn auch numerisch klein, durch ihren gewandten Führer im Parlament hervortrat, nämlich des linken Centrums, das sich in der dritten Legislatur im Jahre 1849 unter Rattazzi gebildet hatte. Rattazzi betrachtete Cavour's Eintritt in das Ministerium als einen ersten Schritt zu einer Reform der Majorität. Er hatte keine persönlichen Beziehungen zu dem neuen Minister und suchte sich ihm durch beifällige Artikel in einem Organ seiner Partei zu nähern, für welche Cavour wahrscheinlich taub geblieben wäre, hätte es nicht in seiner Absicht gelegen, sich der Linken zu nähern, in der er, ungeachtet der Meinungsverschiedenheit in Politik und Finanzwesen, stets eine Stütze fand, wenn es sich um Handels- und Alerusfragen handelte. Die Umstände beschleunigten seinen Plan. Als die Abgeordneten der Rechten, bei den Wahl- und Preßgesetzen hartnäckig rückwärts schritten, sagte er sich von dieser Partei los und schloß sich dem linken Centrum an, in der Absicht mit Hülfе Rattazzi's durch Verschmelzung in das rechte Centrum eine neue liberal-konservative Partei zu bilden. Diese Phase der Geschichte des italienischen Parlamentes ist unter dem Namen das *Connubio* bekannt. Es wäre zu weitläufig, Cavour stufenweise bis zum Höhepunkt zu folgen und die Ministerportefeuilles aufzureihen, die ihm nach und nach fast alle, oft mehrere zugleich anvertraut wurden. Anstaunungswerth ist seine Kühnheit, Energie und Festigkeit, gepaart mit Mäßigung und kluger Nachgiebigkeit, wenn es galt, mit tiefeingreifenden Reformen durchzubringen bei denen er oft das ganze Land wider sich hatte, wie z. B. bei Einführung des Freihandels, Abschaffung der Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit, Aufhebung der Klosterorden, wobei er riskirte, seine so schwer erworbene Popularität einzubüßen. Dort scharten sich die persönlich Interessirten zusammen zu einer Liga und

warfen ihm vor, er gehe mit Riesenschritten vorwärts, denen das Land nicht folgen könne, führe Industrie und Handel dem Untergange zu; hier eiferten ein Brofferio und Valerio, Führer der extremen Partei, in schwungvollen Deklamationen, welche die Massen bestachen, er halte zum Klerus, und beantragten nicht nur die Abschaffung der priesterlichen Privilegien, sondern womöglich Abschaffung der Priester und der Kirche selbst. Zu den inneren Wirren gesellte sich die verzweifelte Lage Südbitaliens und der Kirchenstaaten mit Aufständen, Verschwörungen, Massenhinrichtungen, und schließlich die in jener Zeit höchst komplizierte äußere Politik, bei welcher das kleine unbedeutende Königreich Sardinien noch gar kein Recht hatte mitzureden, wohl aber auf den Rückschlag der äußeren Begebenheiten gefaßt sein mußte. Die Reibungen zwischen Oesterreich und Piemont steigerten sich, über kurz oder lang mußte es zum Kriege kommen; wer würde der Verbündete sein des schwachen Reiches gegen den ansehnlichen Feind?

Dem Lande dem übrigen Europa gegenüber den richtigen Standpunkt zu geben, war Cavour's nächste Sorge, und deshalb strebte er so eifrig danach, es als Verbündeten Frankreichs und Englands am Krimkriege theilnehmen zu lassen.

Dieser Gedanke war gleich nach Bekanntmachung der französisch-englischen Allianz gegen Rußland im Kopfe des kühnen Ministers Farini entstanden und sicherlich im Vertrauen mit Cavour erwogen worden, doch wollte dieser mit seiner gewohnten Vorsicht vorgehen. Von der Aufrichtigkeit der napoleonischen Sympathien war er damals noch nicht durchdrungen, dagegen war er des Wohlwollens Englands gewiß, das heißt, als kluger Diplomat wußte er, daß die Erhebung des sardinischen Reiches der englischen Politik nicht entgegen war. Den ersten Schritt zu thun war er zu stolz und zu klug; er bediente sich der Vermittlung seines Freundes Castelli, der mit dem englischen

Botschafter in Turin, Sir Hudson, befreundet war. Während eines Besuches bei diesem führte Castelli die Unterhaltung auf die Allianz und auf die englischen Anwerbungen, und Sir Hudson bemerkte halb scherzend, es wäre gar nicht so übel, wenn Piemont ein kleines Hilfstruppencorps nach der Krim schicken wolle. Castelli begriff, daß dieser Gedanke nicht da zur Stelle, bei einer Tasse schwarzen Kaffee entstanden sei, und erwiderte, der Graf Cavour werde diesem Vorschlag vielleicht gern Gehör geben, es sei indeß zu bezweifeln, daß das Parlament die Kosten bewillige. Der englische Botschafter sprach die Ueberzeugung aus, seine Regierung werde die Ausrüstungskosten übernehmen und Piemont bei späterer Abrechnung sehr milde behandelt werden. Cavour hörte den Bericht dieser Unterredung stillschweigend und gespannt an, doch als Castelli auf diesen letzten Punkt kam, rief er unwillig: „Das fehlte noch! uns verschachern lassen! nie und nimmer! wir werden eine Anleihe in England machen und zwar auf einer Basis, bei welcher unsere Intervention berücksichtigt werden muß. Nun bitte ich Sie, kehren Sie zu Hudson zurück und bitten Sie ihn, mich morgen früh zu besuchen; will er nicht zu mir kommen, werde ich gern zu ihm gehen.“ In Cavours Geiste stand nunmehr das Bündniß wie abgeschlossen da, er triumphirte, ungeachtet der Schwierigkeiten, die ihm das Land und die Kammer in den Weg legen würden. Der Zustimmung des Königs, seines kriegerischen Königs, war er sicher.

Fast alle Zeitungen bekämpften den Plan, ein Expeditions-corps nach der Krim zu schicken. Man habe genug im Lande zu thun, hieß es. — Piemontesische Truppen sollten keiner andern Sache dienen, als der Sache Italiens — das Land habe kein Geld zu so extravaganten abenteuerlichen Expeditionen. — Als Cavour den Antrag Englands im Ministerrath vortrug und seine zustimmende Ansicht aussprach, hatte er nur einen

der Anwesenden für sich: den König, dessen Scharfblick sofort die ganze Tragweite der Cavour'schen Politik durchschaute. Die Minister La Marmora, Dabormida, Pallocajo und die große Majorität der Kammer waren dagegen. Ratazzi schwankte, trat aber später auf die Seite Cavour's. Die öffentliche Meinung wurde durch die ersten glänzenden Erfolge zum Schweigen gebracht.

Die außerordentliche Tapferkeit der sardinischen Truppen, die vorzügliche Haltung ihrer Führer, zog Piemont hohes, Lob und Anerkennung zu. Damit hatte es die Berechtigung errungen, sich den Großmächten an die Seite zu stellen; damit hatte Cavour einen ersten, gewaltigen Schritt gethan, den Grundstein zu einem künftigen Italien gelegt. Der Krimkrieg erhob die italienische Frage zu einer europäischen Frage, öffnete ihr die Pforten zum Pariser Kongreß, gewann ihr die Sympathie und thatsächliche Beihülfe Frankreichs, führte zum Kriege von 1859.

Der nächste Erfolg war die Aufforderung, am Pariser Kongreß theilzunehmen.

Cavour wußte, daß die öffentliche Stimme ihm die Vertretung Piemonts auferlegen würde, und noch ehe etwas Entschiedenes darüber beschlossen ward, machte er die Kabinettsmitglieder und seine Freunde mit dem Entschluß bekannt, daß er die Mission nicht übernehmen werde. Vielleicht fürchtete er, als Vertreter des kleinen Reiches eine untergeordnete Rolle unter den Großmächten zu spielen, was seinen Stolz verletz und der Sache Italiens geschadet haben würde. Wahrscheinlich auch ist, daß ihn das Schwanken des Königs zwischen ihm und d'Azeglio verletzte. In der That, Massimo d'Azeglio wurde gewählt. Auch dieser zeigte sich wenig geneigt den überaus schwierigen Auftrag zu übernehmen, und erklärte freimüthig, er werde sich nur dazu verstehen, wenn er zuvor klaren Aufschluß

darüber erhalten könne, welche Stellung Sardinien den Großmächten gegenüber einzunehmen berufen sei. Das Publikum unterließ nicht, seinen Mißmuth über die Wahl des Bevollmächtigten kundzugeben; es urtheilte richtig, wenn es, ungeachtet der allgemein anerkannten Verdienste d'Azeglios ihn, mit seinem reservirten Wesen, mehr das eines Gelehrten als eines Diplomaten, für wenig geeignet hielt, auf dem Kongresse, wo der Streiter für die Rechte Italiens seine Stimme werde laut erheben müssen, um vernommen zu werden, kühn hervorzutreten. Cavour hatte die Betheiligung am Krimkriege veranlaßt, das Land nur unwillig die Opfer an Geld und Blut gebracht, Cavour oblag es, das begonnene Werk weiter zu führen. Dazu gesellen sich seine persönlichen Eigenschaften, seine Energie, die Verbindungen mit den französischen Diplomaten, seine weltmännischen Manieren. Gereizt über die offenkundige Bevorzugung, welche das Publikum für Cavour an den Tag legte, lehnte d'Azeglio das Mandat unwiderrusslich ab, und Cavour, von der Gerechtigkeit der an ihn gestellten Anforderung durchdrungen, trat an seine Stelle.

Die Vorgänge auf dem Pariser Kongreß sind allgemein bekannt, und jedermann wird der öffentlichen Meinung recht geben, wenn sie Cavour unter den vielen bedeutenden Diplomaten Piemonts für den geeignetsten hielt, für Italien in die Schranken zu treten. Ungeachtet des kleinen Reiches, das er vertrat, war der sardinische Bevollmächtigte dort die hervorragendste Persönlichkeit.

Die Klugheit, mit der er hier die schlaue, oft recht feige Politik Napoleons vermied, dort ihr die Stirne bot; die Kühnheit, mit der er, obgleich er den größten Werth auf die Freundschaft Frankreichs legte, eine Frage zu Sprache brachte, welche die wunde Stelle des Kaisers war, durch die er sich aber das Wohlwollen Englands sicherte und Rußland sicherlich nicht ver-

stimmte, die Römische Frage, lenkte die Aufmerksamkeit ganz Europas auf ihn, gab Kunde von seinen eminenten staatsmännischen Talenten und bildete die Grundlage seines Ruhmes. Nach Piemont zurückgekehrt, wurde ihm vom Könige, vom Staatsrath wie von der Bevölkerung laute Anerkennung zu theil. Die italienischen Länder vereinigten sich und sprachen ihm durch Ueberreichung einer Ehrenmedaille ihre Dankbarkeit für seine Bestrebungen auf dem Kongresse aus.

Während seines Aufenthaltes in Paris hatte Cavour mehrere Privatunterredungen mit Napoleon gehabt und sich von seiner Sympathie, von seiner Hülfsbereitwilligkeit für das unglückliche Italien überzeugt, als kluger Staatsmann aber auch eingesehen, daß der Kaiser, bei der aktuellen Lage Europas, nicht als Beschützer auftreten konnte, sondern man einen geeigneten Moment abwarten müsse; ferner, daß sein Bündniß mit einem Reiche, welches als Vorkämpfer für ein in offener Rebellion stehendes Land hervortritt, wo fanatische Sektirer gemeinen Mördern gleich handelten, dem Kaiserreiche eine kompromittirende Stellung den anderen Mächten gegenüber geben müßte. Hatte doch der päpstliche Nuntius in Paris nach dem Attentat Orsinis zum Kaiser gesagt: „Das sind die Früchte der von Cavour begünstigten revolutionären Wühlereien.“

Dem Kaiser diesen Skrupel zu nehmen und öffentlich darzulegen, daß die sardinischen Bestrebungen nichts gemein hatten mit dem aufwieglerischen Treiben der Revolutionäre, war Cavour's nächste Sorge, und dazu bot sich ihm eine unerwartete Gelegenheit.

Nach dem Attentat Orsinis debattirte man in der Kammer über ein Strafgesetz der Attentate und Verschwörungen gegen das Leben fremder Fürsten. Cavour hielt eine Rede, in der er die Sektirer und vorzugsweise die Mazzinianer und ihren Führer schonungslos verurtheilte; ja er ging so weit zu sagen,

die letzten Aufstände in Genua hätten ein Attentat auf den König in ihr Programm geschlossen. Diese Parlamentsrede, ein Meisterwerk von Klarheit und Wahrheit (Cavour's Briefe B. II., S. 236), veranlaßten Mazzini ein langes in auffallender Redeweise gehaltenes Schreiben an Cavour zu richten, aus dem wir beispielsweise folgende Aphorismen anführen.

„Wenn ich Sie früher schon nicht liebte, so verachte ich Sie jetzt; bis jetzt waren Sie nur mein Feind, jetzt sind Sie mir ein unwürdiger, niedriger Feind. Sie sind ärger als einfältig und verleumderisch. Einfältig und verleumderisch waren Sie sicherlich schon, als Sie der leichtgläubigen Kammer erklärten, nur um ein schimpfliches Zustimmungsvotum zu erlangen, das Leben Viktor Emanuels sei durch uns bedroht. Wäre das Leben Ihres Königs wirklich bedroht, würden Ihre Gesetze es nicht schützen Italien soll richten zwischen Ihnen und uns, mein Herr! ich denke, Sie hätten ein Italien machen können, wenn sie gewollt, doch die Politik eines Azeglio und die Ihrige, werden es nur dahin bringen, Piemont zu vernichten“

Dieses Schreiben durchlief alle Blätter, und gab es in irgend einem Winkel Europas noch Leute, die aus Parteiwuth oder aus Irrthum Cavour's Politik mißdeuteten, genügte dieses Schriftstück, um ihn von jedem Verdacht eines Kontaktes mit der Umsturzpartei reinzuwaschen.

Es scheint, daß Cavour, der jeden und jedes zu benutzen wußte, an diesen Vorgängen Anlaß nahm, einen Druck auf Napoleon auszuüben. In Unterhaltungen, von denen er vor- aussetzen konnte, daß sie dem Kaiser hinterbracht wurden, sprach er die Ueberzeugung aus, die Revolutionäre bürdeten ihm, dem Kaiser, von dem sie Hülfe hofften, alle Verantwortlichkeit für die Leiden Italiens auf, und es werde trotz aller Wachsamkeit schwerlich möglich sein, Attentate zu verhüten. Ob Napoleon

wirklich durch diese Befürchtungen einzuschüchtern war, bleibt zweifelhaft; am englischen, belgischen und preussischen Hofe herrschte diese Meinung, in einem Schreiben des Prinzen Albert an den König von Belgien wird sie offen ausgesprochen, und auch der damalige Prinzregent von Preußen schließt ein Schreiben an den letztgenannten Fürsten mit den Worten: „La guerre ou le poignard, pas le poignard français, mais le poignard italien. Est-ce là cependant un motif suffisant pour faire la guerre? Malheureusement le poignard italien semble être devenu une idée fixe chez Napoléon.“ Thatsache bleibt, daß Napoleon sich im Frühjahr 1858 zum Handeln entschloß und einen Vertrauten, den Dr. Connaux nach Turin schickte, um mit Cavour eine Zusammenkunft zu verabreden, welche eine durchaus anti-diplomatische Form haben sollte. Plombière wurde gewählt, wohin der Kaiser sich zur Kur begab. Wie häufig, reiste Cavour im Juli nach Genf zu seinen Verwandten de la Rive; dort wartete er eine persönliche Einladung des Kaisers ab, die ihm auch durch ein Schreiben des kaiserlichen Adjutanten Béville zuing. In den Augen des Publikums erschien der Besuch des sardinischen Ministers als ein leicht begreiflicher Beweis von Ehrerbietung gegen den Kaiser der Franzosen; in Piemont kannten nur der König, La Marmora und wenige Vertraute den höchst wichtigen Zweck der Zusammenkunft.

Cavour war in Plombière in einem Hotel abgestiegen, doch kaum hatte der Kaiser seine Ankunft erfahren, schickte er einen Boten und ließ ihn bitten sein Gast zu sein. Er behandelte ihn wie einen Freund, führte ihn Abends in einem kleinen Wagen, den er selbst lenkte und ohne Diener, spazieren und entfaltete seine ganze, so sehr gerühmte Liebenswürdigkeit.

Napoleon begann die Erörterungen. Die größte Schwierigkeit lag im Auffinden einer annehmbaren Kriegsursache. Cavour schlug gewisse Uebertretungen der Handelsverträge als

Grund vor. Napoleon erklärte ihn für ungenügend. Auch die ungezügliche Ausdehnung der Macht Oesterreichs auf italienischem Boden, die fortdauernde Okkupation der Romagna und der Legationen verwarf er. Nach verschiedenen Vorschlägen verfiel man auf den Herzog von Modena; die grausam unterjochte Bevölkerung von Massa Carrara sollte veranlaßt werden, den König von Sardinien um Schutz, ja um Annexion anzugehen; diese sollte Viktor Emanuel ablehnen, wohl aber als Beschützer der Unterdrückten auftreten und dem Herzog von Modena eine herausfordernde Note schicken, welche dieser, auf Oesterreich gestützt, ohne Zweifel in trotzigem Tone erwidern würde. Durch Hineinziehen dieses allgemein verachteten und gehaßten Despoten werde der Krieg in Europa populär, die Neutralität der Großmächte gesichert sein. Auch schuldete der Kaiser diesem Regenten keinerlei Rücksicht, weil er seit 1830 keinen der französischen Regierenden anerkannt hatte. Großes Bedenken hegte er dagegen bezüglich des Papstes und des Königs von Neapel. Jenen müsse er schonen seines katholischen Volkes halber, diesen, weil er Schützling Rußlands sei. Ein Cavour wußte sogar einem Napoleon III. zu Munde zu reden: die französischen Truppen in Rom seien Bürge für des Kaisers katholische Gesinnungen; der König von Neapel solle neutral und ruhig bleiben und Niemand würde ihm nahe treten. Nach Erörterung aller Einzelheiten, unter denen auch die etwaige Abtretung Nizzas und Savoyens erwähnt wurde, und nach achtsündiger Unterredung war man über alle Punkte einig, bis auf einen, den heikelsten, den Napoleon fallen ließ, um ihn bei einer Spazierfahrt in freundschaftlichem Tone wieder aufzunehmen, und der Cavour's warmes Herz in schweren Konflikt brachte mit seiner staatsmännischen Pflicht: die Heirath der jüngsten Tochter Viktor Emanuels, Prinzessin Klotilde,*

* Mutter der seit September 1888 mit dem Prinzen Amadeus vermählten Prinzessin Vittoria.

mit dem Prinzen Napoleon. Der Kaiser legte großes Gewicht auf diese Verbindung, und ohne ihn zu beleidigen, was den Umsturz all seiner Pläne zur Folge gehabt hätte, konnte Cavour seine Vermittelung bei Viktor Emanuel nicht versagen. Er kannte des Königs Liebe für seine Familie und besonders für dieses jüngste Kind, und er kannte den Prinzen Napoleon — —.

Wie tief ihm diese Abtretung der jüngsten savijschen Prinzessin zu Herzen ging, geht aus seiner erkünstelten Uebersetzungsmacht hervor, die er in einem sofort nach der Abreise von Plombière „auf der Tischdecke in einer Gaststube“ in Baden-Baden verfaßten vierzig Seiten langen Briefe an Viktor Emanuel anwendet. Wir wüßten wenig geschichtliche Schriftstücke anzuführen, welche diesem Schreiben Cavour's an den König an die Seite zu stellen wären und in dem der berechnende Staatsmann sich mit dem tieffühlenden Menschen vereinigen. Mußte er doch seinem Könige zwei schwere Opfer abringen, den Verlust zweier herrlicher Provinzen, des Stammsitzes seiner Ahnen, und denjenigen seines liebsten Kindes. Diesen letzten Punkt nahm der König nur unter der Bedingung an, daß seine Tochter ohne jeden Druck, völlig freiwillig auf die Verbindung eingehe. Die Prinzessin Clotilde hatte auf den Antrag einfach geantwortet: „Wenn diese Heirath der Wunsch meines Vaters und für das Wohl meines Landes nothwendig ist, füge ich mich darin.“ Als man Cavour diese Antwort mittheilte, füllten sich seine Augen mit Thränen.

La Marmora, damaliger Kriegs- und Marineminister war ganz besonders in Cavour's Pläne eingeweiht. Von Genf, gleich nach Empfang der Einladung Napoleons, schrieb er ihm: „Das Drama nähert sich seiner Entwicklung. Möchte der Himmel mich erleuchten, damit ich in diesem verhängnißvollen Augenblicke keine Dummheiten begehe. Trotz meines gewohnten Selbstvertrauens bin ich nicht ohne schwere Unruhe.“ Am 24.,

gleich nach Beförderung des Briefes an den König, schreibt er ihm wieder und theilt die mit Napoleon verabredeten Stipulationen mit. Sie lauteten: Zweck des Krieges: Vertreibung der Oesterreicher; Bildung des Reiches von Oberitalien, welches das Pothal, die Marken und Legationen einschließen soll; Abtretung Savoyens, die des Herzogthums Nizza in Schweben gelassen. In diesem Briefe heißt es: „Ich habe das feste Vertrauen, ja die Ueberzeugung, willigt der König in die Heirath, hältst du in zwei Jahren deinen Einzug in Wien, an der Spitze unserer siegreichen Truppen.“

Cavour verließ Plombière in der glücklichsten Stimmung, und da er gerne zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, machte er einen Abstecher nach Baden-Baden, wo Könige, Minister, Diplomaten aller Länder weilten, und er das Terrain sondiren konnte, um sich davon zu überzeugen, wie weit die Hoffnungen des Kaisers auf die wahrscheinliche Neutralität der Großmächte bei einem etwaigen Kriege mit Oesterreich begründet seien. In einem Tage hatte er den König von Württemberg, den Prinzen von Preußen, Montenucci, die Großfürstin Helene und mehrere Diplomaten gesprochen und die Ueberzeugung gewonnen, „daß Oesterreich — Gott sei Dank! — durch seine Unredlichkeit den ganzen Continent gegen sich aufgereizt hatte.“

Am 1. August sehen wir ihn wieder in Turin, durch die Hoffnung auf einen baldigen Krieg mit Oesterreich unter Beihülfe Frankreichs um zehn Jahre verjüngt. Nichtsdestoweniger scheint ihn oft arge Entmuthigung übermannt zu haben. An Napoleons Aufrichtigkeit zweifelte er nicht, andere Bedenken regten sich in ihm: Würde das französische Heer für eine ihm so fernliegende Sache die gewünschte Kampfeslust an den Tag legen? Würden die Großmächte wirklich eine so wohlwollende Neutralität bewahren, wie Napoleon es hoffte?

Am 25. August schrieb er an den Minister des öffentlichen

Unterrichts, Lanza: „Ich thue mein Möglichstes, inmitten so vieler Bedrängniß heiteren Sinnes zu bleiben, aber ich versichere Sie, ich bin auch etwas entmuthigt und wünsche sehr, Sie kämen zurück und brächten eine Lösung dieser Wirren . . .“ Und am 30. Dezember an den sardinischen Gesandten in Paris, Villamarina: „Der Horizont verdunkelt sich, die Stürme toben. Hoffen wir, daß Rußlands Einfluß am Hofe von Berlin über Englands Intriguen, Preußen für eine Allianz mit Oesterreich zu gewinnen, den Sieg davon trage . . .“

Wie ganz und gar er in diesem einen Gedanken aufging, beweist sein plötzlicher Wechsel von Bangen und Hoffen. Schon am nächsten Tage, am 1. Januar, spricht er in einem Glückwunschschreiben an den sardinischen Gesandten in Florenz, Boncompagni, die bestimmte Hoffnung aus, im Laufe des Monats werde alles zur Entscheidung kommen, nicht etwa der Krieg werde sofort ausbrechen, wohl aber alle Präliminarien festgestellt werden. An demselben Tage wurden ihm die allgemein bekannten scharfen Worten telegraphisch berichtet, welche der französische Kaiser beim offiziellen Neujahrsempfang dem österreichischen Gesandten ins Gesicht sagte, und die ganz Europa als einen hingeworfenen Handschuh betrachtete. Zehn Tage später hielt Viktor Emanuel jene hochherzige Thronrede mit dem berühmten „Schmerzensschrei Italiens“, den Cavour ihm in den Mund gelegt, und die in so hohem Grade die Mißbilligung des englischen Kabinettes erregte. Die englische Rüge sorgte ihn im Augenblick sehr wenig; hatte doch der Kaiser durch jene Worte die Allianz gegen Oesterreich gewissermaßen besiegelt, und die Thronrede des Königs erweckte im Herzen des ganzen italienischen Volkes einen Widerhall, welcher eine große Schwächung der republikanischen Partei zur Folge hatte: die besten Kräfte, die sich aus Verzweiflung den Agitatoren angeschlossen hatten, lösten sich los, um sich aufrichtig dem Hause Savoyen anzu-

schließen. Auch die Geldfrage, eine der schwierigsten, die Cavour so große Sorge gemacht, löste sich glücklich. Napoleons Bemühungen, die sardinische Anleihe in Paris zu erleichtern, waren erfolglos geblieben, weil, wie schon gesagt, Frankreich die Allianz ungern sah; und nicht ohne Spott schrieb der Prinz-Gemahl in jenen Tagen an Lord Malmesbury, er wisse aus dem Munde Lafitts, daß Cavour nichts erreicht und bankrott und verzweifelt sei. Wenige Wochen später schrieb der „verzweifelte“ Cavour an den sardinischen Gesandten in London: „Unsere Anleihe hat nach der Weigerung aller großen Bankiers in Europa den glänzendsten Erfolg gehabt. Es war ein schönes Schauspiel zu sehen, wie die kleinen Kapitalisten hinzueiften, der Regierung ihr bescheidenes Vermögen darzubringen. Diese Thatsache im Verein mit der wachsenden Zuströmung der jungen Lombarden, die sich für unsere Fahne anwerben lassen, kann beweisen, denke ich, daß das Nationalgefühl der Italiener nicht bloß eine Erfindung des Cerveau pelé des Grafen Cavour ist.“

Alles schien dem Unternehmen günstig. Oesterreich verstärkte seine Truppenmacht auf italienischem Gebiete; die Reibungen zwischen den arroganten österreichischen Offizieren und den Bürgern in der Lombardei steigerten sich täglich und hatten oft die unangenehmsten Folgen. Alle diese Provokationen berechtigten Piemont zu einer Kriegserklärung, doch der französische Kaiser hatte die Bedingung gestellt, der Angriff solle von Oesterreich ausgehen, damit Frankreich in der Form der Hülfeleistung hinzutrete. Auch hierzu fand sich Gelegenheit. Hunderte und Hunderte von Konfribirten kamen sich um das Banner Viktor Emanuels zu schaaren, und unter ihnen viele Lombarden und Venetianer, selbst Söhne des hohen Adels und hoher Beamten. Unmöglich konnte Oesterreich diese offenkundige Veleidigung, die Annahme österreichischer Deserteure in die Reihen

des sardinischen Heeres, stillschweigend hinnehmen. Die Zustände waren dermaßen zugespißt, daß man täglich auf eine Kriegserklärung „hoffte“. Da trat die unglückselige Intervention Englands und Preußens dazwischen, welche, in Befürchtung, die italienische Frage könne Anlaß zu einem europäischen Kriege geben, Abrüstung der streitenden Mächte verlangten und vorschlugen, die Frage einem europäischen Kongresse vorzulegen, von dem Sardinien ausgeschlossen bleiben sollte.

Der stete Wechsel von Napoleons Plänen und Beschlüssen während der Vorläufer des Krieges von 1859 sind zu bekannt, als daß wir hier näher darauf eingehen sollten. Cavour hielt eine Unterredung mit dem Kaiser für unumgänglich nothwendig, und da man sie ihm nicht verweigern konnte, wurde er Ende März nach Paris berufen.

Ehe er den Kaiser selbst sprach, hatte er eine Unterredung mit dem Minister Walewski, der, entschieden gegen die Allianz, alle nur erdenklichen Kunstgriffe und Kniffe anwendete, um sie zu hintertreiben. Er versicherte Cavour, angesichts der Wendung, welche die Angelegenheit den europäischen Mächten gegenüber genommen, sei der Kaiser entschlossen, bei der italienischen Frage nur als Vermittler zu handeln, und das in der Ueberzeugung, sie werde auf friedlichem Wege zu schlichten sein. Cavour erwiderte, er könne diese Meinung des Ministers nur seiner Unkenntniß der Sachlage zuschreiben, denn er halte Dokumente in Händen, welche den Kaiser als wortbrüchig hinstellen würden, wollte er sich von der italienischen Sache zurückziehen. Am folgenden Tage war der Kaiser unpäßlich und hütete das Bett.

Enttäuscht wollte Cavour Paris verlassen, ohne ihn zu sehen, und nur mit Mühe gelang es seinen Freunden, ihn zurückzuhalten. Er sagte: Nach der Sprache, die er im Parlament geführt, nach der nationalen Bewegung, die er ins Leben gerufen, und den ungeheuren Ausgaben, die er veranlaßt, hätte er, wenn

Frankreich ihn so schmachvoll verlassen, nicht mehr den Muth, seinen Mitbürgern vor die Augen zu treten. Darum wollte er schleunigst nach Turin zurückkehren und seinen Abschied fordern, dem die Abdankung des Königs nachfolgen müsse. Später wollte er nach Amerika gehen und dort die Dokumente, die er besaß, veröffentlichen, woraus die ganze Welt ersehen sollte, daß er die berechtigtesten Gründe hatte, dem Kaiser zu trauen und auf Frankreichs Hülfe bei einem Kriege mit Oesterreich zu bauen.

Am dritten Tage fand die Unterredung mit dem Kaiser statt, der in der That alles versuchte, um ihn zur Abrüstung zu bestimmen. Cavour blieb unerschütterlich und erklärte, er und sein Souverän wären verloren, nähmen sie diese demüthigende Bedingung an und fügten sich dem Beschlusse eines Kongresses, zu dem Sardinien nicht zugelassen würde. Eine ähnliche Sprache führte er dem englischen Botschafter gegenüber und fügte hinzu: Sardinien sei nicht nur entschlossen die Abrüstung zu verweigern, sondern auch die Provokationen Oesterreichs zu erwidern und den Krieg zu erklären, gleichviel ob Frankreich Gefallen daran habe oder nicht. Enttäuscht und beängstigt verließ er Paris. Er wußte nun, selbst wenn der Krieg früher oder später stattfände, würde Napoleon nur an den Haaren herbeigezogen sein gegebenes Wort lösen. Am Tage vor seiner Abreise von Paris schrieb er an La Marmora:

„Infolge von Fehlern und unglücklichen Umständen ist es mit der italienischen Frage so traurig bestellt, wie nur irgend möglich!“

In Piemont wünschte nächst Cavour Niemand den Krieg so dringend, als Viktor Emanuel. Ein in brutalster Ausdrucksweise gehaltener Tagesbefehl des österreichischen Generals Gyulay, der anfangs April den Soldaten in den Kasernen vorgelesen wurde, veranlaßte den König zu folgendem Billetchen an seinen Premierminister:

„Mein lieber Cavour!

Der Tagesbefehl ist eine wahre Kriegserklärung. Ich denke, nun wird's fertig sein mit den Konferenzen; ich bin ganz in Schweiß vor Wuth. Ich bitte Sie, in meinem Namen folgende Depesche in Chiffren an den Prinzen Napoleon zu schicken:

„Je t'envoie l'ordre du jour donné à l'armée par l'empereur; fais les reflexions que tu crois.“

Lieber Cavour! Schreiben Sie mir etwas; ich möchte schon heute Abend die Kanonen losfeuern lassen.

Ihr wohlgewogener

Viktor Emanuel.“

Trotz dieser Kampfeslust mußte man mit großer Vorsicht darauf bedacht sein, England nicht zu verlegen, das sich als Göttin der Versöhnung auf ein hohes Piedestäl postirte, Frieden predigte und die Diplomaten durcheinander hegte. Mitte April schickte der König Massimo d'Azeglio nach London, in der Hoffnung, ihm, mit seinem dort so hochgeachteten Namen werde es gelingen, das englische Kabinet davon zu überzeugen, daß die italienische Frage nicht länger in der Schwebe bleiben könne, da die im höchsten Grade aufgeregten Gemüther der ganzen Bevölkerung mit Spannung der endlichen Lösung entgegen sähen. Lord Malmersbury fand den außerordentlichen sardinischen Botschafter dem Wunsche der Königin Viktoria, die italienische Sache auf dem Wege der Diplomatie beigelegt zu sehen, in hohem Grade geneigt, ja gewiß geneigter, als Cavour und der König es vorausgesehen hatten. Thatfache ist, daß Lord Malmersbury das Ergebnis der Unterredung mit Azeglio, ohne weiteren Notenwechsel mit dem sardinischen Kabinette, durch seinen Gesandten in Paris dem französischen Kabinette offiziell mittheilen ließ, worauf der Graf Walewski unverzüglich den französischen Gesandten in Turin, Fürsten Latour d'Auvergne, be-

auftragte, die Uebereinkunft Frankreichs und Englands bezüglich der Abrüstung dem Grafen Cavour mitzutheilen und seine sofortige Einwilligung zu verlangen.

Die unheilvolle Depesche traf spät in der Nacht vom 18. bis 19. April in Turin ein, und gegen halb zwei Uhr begab sich der französische Gesandtschaftssekretär Nymé d'Alquin nach Cavour's Palais, wo tiefe Ruhe herrschte. Bei der Meldung des französischen Diplomaten wußte Cavour, daß es sich um etwas Hochwichtiges handle. Er empfing ihn im Schlafzimmer und aufrecht im Bette sitzend durchslog er die Note. Mit weitgeöffneten Augen starrte er auf das Papier, schlug sich mit der Faust vor die Stirne und sagte: „Il ne me reste plus maintenant qu'a me donner un coup de pistolet et me faire sauter la tête.“ Er wußte, daß sein so mühsam errichtetes Gebäude zusammenbrach und daß man in Paris seinen Sturz vorbereitete. Am Morgen gegen sechs Uhr begab sich der Fürst Latour d'Auvergne selbst zu ihm. Er fand ihn gefaßt, doch tief zerknirscht und fest entschlossen seinen Abschied zu fordern, da er seinem Könige nicht rathen könne, von der bisherigen Politik abzuweichen. Eine Stunde später brachte der Telegraph folgende Note nach Paris: „Da sich Frankreich mit England verbindet, von Piemont vorherige Entwaffnung zu verlangen, erklärt sich die Regierung des Königs bereit, der Forderung Folge zu leisten, wenngleich sie voraussieht, daß diese Maßregel beklagenswerthe Folgen für die Ruhe Italiens haben dürfte.“

Die folgenden vierundzwanzig Stunden brachte Cavour wechselnd in trostloser Niedergeschlagenheit und höchster Aufregung zu, so daß seine Freunde fürchteten, er werde sich ein Leids anthun. Ueberlassen wir hier seinem Freunde, dem treuen Castelli das Wort, der ihm in dem vielleicht schmerzlichsten Momente seines Lebens zur Seite stand:

„Gegen vier Uhr (20.) — schreibt er — befand ich mich

im Archiv des Ministeriums, als Minghetti, Andinal und Farini hastig eintraten und mir in großer Aufregung sagten: Eile zu Cavour; wir kommen von ihm, er läßt Niemand vor, es giebt ein Unglück, sieh, daß Du zu ihm bringen kannst. Ich lief nach seinem Hause und fand seinen alten Kammerdiener Martin Tosko, der mir mit Thränen in den Augen sagte: Der Graf ist in seinem Kabinett, ganz allein; er hat eine Masse Papiere verbrannt und verboten Jemanden einzulassen. Versuchen Sie es — um Gotteswillen gehen Sie hinein!

Ich trat ohne zu klopfen in sein Zimmer und fand ihn zwischen Haufen unordentlich durcheinander geworfener Papiere sitzen. Im Kamin knisterten Briefe und zerrissene Schriften. Er starrte mich groß an, ohne ein Wort zu sagen. Ich weiß, daß Niemand hier eindringen soll, sagte ich, anscheinend ruhig, doch mit beängstigtem Herzen, denn sein Anblick ließ alles fürchten. Soll ich glauben, daß ein Cavour das Feld vor der Schlacht räumen und uns alle im Stich lassen wird? Ich konnte nicht weiter sprechen, sondern brach in Thränen aus. Cavour stand auf und umarmte mich stürmisch. Er ging eine Weile wie ein Rasender im Zimmer hin und her, dann plötzlich vor mir stehen bleibend, sagte er ganz langsam: Beruhigen Sie sich, Castelli, wir werden allem die Stirne bieten und immer gemeinsam. — Ich eilte die Freunde zu beruhigen. Niemals hat Cavour, auch nur annähernd diese schreckliche Scene erwähnt."

Wir unterlassen die Schilderung der Aengste, welche Cavour in den folgenden zwei Tagen ausstand, des Notenwechsels zwischen den anderen Kabinetten und all der Vorgänge, deren Endresultat das Ultimatum Oesterreichs war, und citiren noch einmal die Worte Castellis:

„Vormittags am 23. — berichtet er — stieg ich die Treppe des Ministeriums hinab, als der Dr. Cassens, Arzt der Oberitalienischen Eisenbahngesellschaft, mit einem Papier in der

Hand auf mich zueilte. Es war eine Depesche von einem Kollegen aus Novarra, welche mittheilte, er habe den Grafen Kellersberg und Grafen Geschi, Ueberbringer des Ultimatus, in einem Waggon auf dem Wege nach Turin gesehen. Ich hatte noch nicht zu Ende gelesen, als Cavour die Treppe hinaufstieg. An meinem strahlenden Gesicht merkte er, daß etwas Außerordentliches vorlag; ohne ein Wort riß er mir das Papier aus der Hand, durchslog es und rannte die Treppe hinab, um seinen Freunden in der Kammer die frohe Botschaft mitzutheilen.“

Gegen Abend erwartete man den österreichischen Botschafter. Um 12 Uhr rief Cavour die Kammer zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Wir bedauern darauf verzichten zu müssen, diese Kammerrede wiederzugeben.

Während von den Galerien stürmischer Beifall erscholl und die Deputirten mit erhobener Hand riefen: Viva il Re, viva l'Italia! wurde Cavour ein Billetchen zugesteckt mit den Worten: Sie sind da!

Es kam von einem Freunde, der auf dem Bahnhof die Ankunft der österreichischen Offiziere abgewartet hatte. Unbemerkt schlüpfte er aus der Kammer und jenem Freunde im Vorfaal die Hand drückend, sagte er: „Jetzt gehe ich aus der letzten sardinischen Kammer Sitzung hinaus; die nächste wird die des Königreiches Italien sein. Einen Abgeordneten, den er unten traf, redete er an, und sagte: „Ich habe mehrere Nächte kein Auge zuge than, stets bin ich in meinem Zimmer auf- und abgegangen. Hätte Oesterreich uns nicht den Krieg erklärt oder Napoleon nicht Wort gehalten, blieb mir nichts übrig, als mich in den Po zu stürzen.“

Von nun an war seine Aktivität eine so ununterbrochene, daß man in der That nicht begreift, wie die physischen Kräfte ihm nicht den Dienst versagten und sein Kopf klar blieb. Sein langjähriger Geheimschreiber J. Arton schreibt in seinem Buche über Cavour (S. XXXIII):

„Wer ihm in den Monaten April, Mai und Juni nicht zur Seite war, kann sich kaum einen Begriff von seiner Thätigkeit machen. Er war gleichzeitig Ministerpräsident, Minister des Auswärtigen, Minister des Innern, des Krieges und der Marine. Er hatte sich im Kriegsministerium ein Bett aufschlagen lassen und lief Nachts im Schlafrock von einem Ministerium zum andern, militärische Befehle, diplomatische Noten, Aufträge für die Polizei austheilend . . .“

Es ist nicht unsere Absicht, eine Geschichte des Krieges von 1859 zu schreiben und die glänzenden Siege der Bundes-
truppen einzeln zu schildern. Bleiben wir bei Cavour.

Am 8. Juli hielten der Kaiser und der König ihren Siegeseinzug in Mailand und am 9. traf Cavour, von Viktor Emanuel berufen, dort ein. Den Enthusiasmus zu schildern, mit dem man ihn empfing, wäre unmöglich. Er war der Held des Tages und sein mit Lorbeer umkränztcs Bild prangte an allen Fenstern. Als er eines Morgens aus der Villa Bonaparte heraustrat, näherten sich ihm zwei Damen aus bester Gesellschaft und umarmten ihn auf offener Straße. Er wäre von den Volksmassen auf der Straße erdrückt worden, hätte sein Sekretär (Nigra) nicht den glücklichen Gedanken gehabt zu rufen: „Macht dem Grafen Cavour Platz, er will mit einer wichtigen Botschaft zum Könige.“

Es ist allgemein bekannt, wie dieser siegreiche Krieg endete, wie Napoleon III. ihn plötzlich abbrach unter dem trügerischen Vorwande, eine friedliche Intervention der Großmächte stehe bevor, wie der sardinische Premierminister den Beschluß des Waffenstillstandes erst erfuhr, als die Konferenz zwischen den beiden Kaisern bereits stattgefunden und die Friedenspräliminarien sozusagen hinter dem Rücken Viktor Emanuels eingeleitet waren, wie Cavour bei diesem unglaublichen Gerüchte verzweifelt nach dem Lager reiste, um — bei Napoleon, dessen

Nerven erschüttert waren, nicht vorgelassen zu werden — den Prinzen Napoleon nicht anwesend zu finden und nach einer stürmischen Unterredung mit Viktor Emanuel, in der er seinem Könige geradezu ins Gesicht gesagt, sein Land sei verrathen worden, er solle abdanken — wieder nach Turin zurückzureisen.

Cavour's Kummer, seine Entrüstung gegen Napoleon, kannten keine Grenzen. Arton schreibt: „Ich sah ihn nach seiner Rückkehr von Villafranca, bleich und in drei Tagen um eben so viele Jahre gealtert. Und Farini beschreibt ihn in einen so tiefen Schmerz versunken, daß er Mitleid einflößte.

Am Tage nach seiner Rückkehr empfing Cavour Rossuth in Begleitung des Franzosen Pietri. Das war eine günstige Gelegenheit, sich Luft zu schaffen. Pietri machte einige Phrasen über das bereits verbreitete Gerücht von Cavour's Austritt und das Bedauern, welches der Kaiser darüber empfinden werde. „Was wollen Sie,“ entgegnete Cavour; „in der Politik nimmt man es oft nicht so genau mit der Wahl des Zeitpunkts und der Handlungsweise, zuweilen sogar nicht mit Prinzipien, aber es giebt etwas, womit ein Mann, der ein Herz in der Brust hat, es stets genau nimmt, das ist die Ehre. Ihr Kaiser hat mich entehrt, ja mein Herr, entehrt, entehrt hat er mich. Mein Gott! er hat mir sein Wort gegeben, versprochen nicht anzuhalten, ehe die Oesterreicher aus ganz Italien vertrieben wären; als Belohnung hat er sich Nizza und Savoyen ausbedungen. Ich überredete meinen König anzunehmen, dieses Opfer zu bringen. Mein König, mein guter ehrlicher König traute meinen Worten und ging darauf ein, und nun steckt Ihr Kaiser die Belohnung ein und uns läßt er laufen. Noch dazu will er meinen König und die andern italienischen Fürsten zu einer Konföderation mit Oesterreich heranziehen unter Vorstiß des Papstes — das fehlte noch gerade! — Ich bin entehrt vor meinem König! . . . doch aus diesem Frieden wird nichts. Ich

werde im Nothfalle Solaro della Margherita* die eine Hand reichen und Mazzini die andere; Verschwörungen werde ich veranstalten (sich auf die Brust schlagend), zum Revolutionär werde ich werden, aber der Vertrag soll nicht ausgeführt werden, nein und tausendmal nein!"

Mit diesem glühenden Zorn im Herzen mußte er sich mit seinen Kollegen auf den Bahnhof begeben, zum Empfang der beiden Souveräne. Napoleon drückte ihm die Hand. Am nächsten Tage ließ er ihm sagen, er werde ihn gerne empfangen, wosern er sich jeden Vorwurfes enthalten könne. In der Audienz versprach der Kaiser sich der Sache Italiens bei dem Kongresse vor den Großmächten auf das wärmste anzunehmen; auch hatte er zu Viktor Emanuel geäußert, die Regulirung der Angelegenheiten Mittelitaliens sei jetzt die nächste Sorge und die Abtretungsfrage Savoyens solle völlig in den Hintergrund treten. (um sie drei Monate später, als der Minister Dabormida mit einer außerordentlichen Mission nach Paris geschickt wurde, sammt der Nizzaer Frage recht eindringlich wieder aufzunehmen).

Cavour traute den Worten des französischen Kaisers nicht mehr, und als am 19. Juli Rattazzi im Auftrage des Königs das neue Kabinett unter La Marmora gebildet hatte, zog er sich nach Veri zurück. Doch lange hielt es ihn nicht in der Einsamkeit; es trieb ihn hinaus in das „Hospital der politisch Verwundeten“, wo er schon so oft Trost und Beruhigung gefunden. Ende Juli reiste er nach der Schweiz und wanderte theils zu Fuß, theils auf kleinen Landwägelchen nach Presinge zu seinem Freunde de la Rive. Sein Schmerz war noch nicht gestillt und ohne Rückhalt ließ er seiner Erbitterung freien Lauf. Dennoch verhinderte ihn sein gutes Herz, das so ungern an das Schlechte glaubte, dem Kaiser interessirte Gründe und geheime

* Führer der Rechten.

Intriguen unterzulegen; er habe sein Ohr schlechten Einflüsterungen geöffnet, sagte er; denen der Kaiserin, Walewskis, der Vielen, welche Lust hatten zurückzukehren und den Kaiser bei seiner Sentimentalität faßten, ihm die Leiden seiner Soldaten vorstellten. Cavour sei nicht mehr niedergedrückt gewesen, versichert de la Rive, sondern finster, brütend wälzte er in seinem Kopfe die zerstörten Pläne und Hoffnungen hin und her. Sein Aeußeres verrieth das innere Fieber. „Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen müssen wir jetzt,“ sagte er. „Die Bahn, die wir verfolgten, ist uns abgeschnitten, suchen wir eine andere. Wir werden zwanzig Jahre brauchen, zu schaffen, was in wenigen Monaten hätte erreicht werden können. Wir können nichts dafür. Uebrigens hat England noch nichts für Italien gethan; jetzt kommt die Reihe an England. Ich werde mich mit Neapel beschäftigen. Man wird sagen, ich sei ein Revolutionär geworden, gleichviel, vorwärts müssen wir kommen.“ Allmählich gewann sein klarer Geist die Oberhand, und neue Pläne, neue Hoffnungen, eine neue Politik bildeten sich in seinem Tag und Nacht arbeitenden Gehirne.

Wenn wir so lange bei dieser Periode, der thatenreichsten und schmerzreichsten seines Lebens verweilen, geschieht es, weil sie dem großen Staatsmann, dem edlen hochstrebenden Patrioten die Krone der Unsterblichkeit auf das Haupt drückt, und auch weil sie — vielleicht — den Grundstein legte zu seinem Grabgewölbe, das ihn, so kurze Zeit darauf, plötzlich, inmitten der herrlichsten Manneskraft und blühendsten Gesundheit zur ewigen Ruhe aufnahm.

Nach Piemont zurückgekehrt wurden ihm Beweise der Theilnahme, Huldigungen und Ermuthigung von den Besten seines Landes und von den Besten Frankreichs zu theil. Allmählich gewann er die Ueberzeugung, daß die Lage der Sache durchaus nicht eine so unglückliche war, wie es ihm beim Frieden von

Villafranca geschienen, daß man den glücklichen Fortgang der Annektirung mehr oder weniger Napoleon zu danken habe und es unredlich seinerseits wäre, wollte er dem Vaterlande in diesen hochwichtigen Augenblicke seinen Arm entziehen. Er blieb in Veri, nahm indeß wieder Antheil an den Begebenheiten und unterstützte das Ministerium, dessen Schwäche und Unhaltbarkeit er von Anfang an erkannt, mit seinem klugen Rathe. Mitte November reiste er nach Turin, um an der Berathung über die toskanische Regentschaft des Prinzen Carignano theilzunehmen, kehrte aber an demselben Tage wieder nach Veri zurück und zwar sehr verstimmt: ein Kongreß stand, in Aussicht; man hatte schon im Oktober bei Cavour angefragt, ob er die Vertretung Sardiniens übernehmen wolle, und er bejahend geantwortet. Seitdem war keine Rede mehr davon gewesen und das verletzte ihn. Am 14. November schrieb er an Farini: „Angesichts einer solchen Hinzieherei, welche die Würde des Landes beeinträchtigt, für mich beleidigend und für die Mission, welche Sardinien zu erfüllen hat, nachtheilig ist, fühle ich mich schon hundertmal versucht mit diesem, ich weiß nicht ob mehr unfähigen als zaghaften Ministerium zu brechen. Nur der Gedanke, daß ein Skandal unserer Sache schaden müsse, hält mich davon ab, und so bringe ich Opfer auf Opfer und ertrage die mir auferlegte Demüthigung mit stiller Wuth.“

Er hatte Unrecht. Sofort nachdem am 22. November Walewski auf Gebot des Kaisers den offiziellen Vorschlag zu einem Kongreß machte, wiederholten die Kabinettsmitglieder ihre Anfrage, allerdings noch nicht auf offiziellem Wege, weil man bange war, der Kaiser werde die Wahl nicht gern sehen. Doch ganz das Gegentheil war der Fall. Der Kaiser war nicht nur damit einverstanden, sondern hatte auch Viktor Emanuel, der seine Abneigung, sich Cavour nach seinem stürmischen Gebahren in Villafranca wieder zu bedienen, gar nicht verhehlte,

dahin beeinflusst, seine Wahl zu bestätigen. Die Folge war eine lebhafte Polemik zwischen den Anhängern Rattazzi's und denen Cavour's. Er wurde von jenen hart angegriffen, und das war sicherlich nicht der Weg, das ohnehin schon unbeliebte Ministerium in der Gunst des Publikums zu heben. Es verbreitete sich das Gerücht, das Ministerium, und besonders Rattazzi, hintertreibe Cavour's Ernennung zum Kongresse, und das beschleunigte seinen Sturz. Der Wunsch, Cavour wieder an der Spitze der Staatsgeschäfte zu sehen, war ein so allgemeiner, daß das Ministerium im Gefühle seiner Ohnmacht am 16. Januar seine Entlassung einreichte und dem Könige vorschlug, Cavour mit der Bildung eines neuen Kabinettes zu beauftragen.

So sehen wir ihn sechs Monate nach seinem Austritt wieder am Ruder, und das in einem Momente, wo die Schwierigkeiten und Komplikationen sich nach allen Seiten häuften.

Am 31. Dezember richtete der französische Kaiser jenen allbekannten Brief an den Papst, in dem er ihm, bei aller der Kirche und ihrem Oberhaupte schuldigen Ehrfurcht, die Nothwendigkeit vorstellt, die Kirchenstaaten freizugeben. Walewski, der unaufhörliche Intriguen schmiedete, wurde entlassen und durch den Grafen Thüvenell, französischen Botschafter in Konstantinopel, ersetzt, dessen Sympathieen für Italien bekannt waren. Die Politik des Kaisers bezüglich Italiens trat in eine neue Phase. Er hatte den Kongreß aufgegeben und beschloß, sich mit England zu vereinigen, um Italien aufzurichten, und zu diesem Zwecke wünschte er Cavour's Anwesenheit in Paris, der, wie der Prinz Napoleon in einem Privatbriefe sich äußerte, „im Grunde doch große Gewalt über den Kaiser habe“.

Was lag nun alles vor ihm im Jahre 1860! Angelegenheiten von unberechenbarer Tragweite für die äußere wie für die innere Politik. Die Aufhebung der Klöster in Umbrien, die Organisirung der annektirten Länder, die Abtretung Savoyens

und Nizzas. Tag und Nacht arbeitete sein Kopf, sein Geist, seine Feder, um die unzähligen Fäden, die seine Hände hielten, nicht in Verwirrung gerathen zu lassen und richtig zu verflechten.

Während man noch vollauf mit der Annektirung Mittelitaliens zu thun hatte, traf Garibaldi Vorbereitungen zu seiner fabelhaften Expedition nach Sizilien, über die wir hinweggehen, weil sie bekannt ist, wie ein volksthümliches Märchen. Cavour befand sich in einer Lage, wie sie sich in der Laufbahn eines Ministers schwerlich wiederfindet.

Den Mächten gegenüber mußte er scheinbar die Bewegung im Süden unterdrücken; hier mußte er den König decken, ja gewissermaßen beaufsichtigen, der seine Gluth für die Befreiung Siziliens und Neapels bei jeder Gelegenheit verrieth; dort mußte er Garibaldi, „der imstande war, durch irgend eine seiner Verrücktheiten alles zu verderben“, buchstäblich den Mund stopfen, wenn er seine überschwänglichen Proklamationen hinausgeschickte. Dazu gesellte sich der momentane Groll Garibaldis, der in seinem Patriotenfanatismus in der Abtretung Nizzas, seines Geburtslandes, eine persönliche Kränkung sah und die Massen, die ihm anhängen, schürte.

Der Raum gestattet hier nicht, all die Kämpfe, welche Cavour in dieser denkwürdigen Epoche seines Wirkens durchmachte, einzeln zu schildern; wir finden sie im IV. Bande der Briefsammlung genau berichtet.

Nun wehte die italienische Fahne von den Alpen bis zum Aetna, wie Cavour es vor Jahren vorausgesagt, doch zwei Punkte warfen immer noch einen dunklen Schatten auf das einige Reich, zwei Punkte, welche den trait d'union bildeten zwischen zwei Männern, die, an Größe gleich, doch in ihrer Wesenheit von einander verschieden wie der Mond von der Sonne, die größten Faktoren der italienischen Unabhängigkeit

waren: Cavour und Garibaldi. Die Punkte aber waren Rom und Venedig, nach dessen Befreiung Garibaldi mit dem Feuer seiner unverwüsthlichen Jünglingsseele strebte, Cavour mit der Ruhe des reifen Verstandesmenschen. Während der letzten sechs Monate seines Lebens beschäftigte ihn die römische Frage vor allen andern, und er schrieb an den Grafen Dabormida: „Die Garibaldikrise hat meine Sorge um die römische Frage, die täglich an Wichtigkeit zunimmt, nicht vermindert.“

Seine Klugheit und Mäßigung bei den Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle tritt am klarsten in seinen Briefen an einen vertrauten, einflussreichen Vermittler hervor, den hochgelehrten freisinnigen Dr. Pantaleone in Rom, der seine Freundschaft und Verehrung für den piemontesischen Freiheitskämpfer durch Verbannung abbüßte, und an den auch Cavour's letzter Federstrich gerichtet war, vom 29. Mai 1861, dem Tage vor seiner Erkrankung.

Viel ist über den Tod des großen Mannes gesprochen und geschrieben worden, und die verschiedensten Gerüchte waren im Umlauf, die wir mit Stillschweigen übergehen. Sein Tod war ein Donner Schlag aus heiterem Himmel.

Cavour war kräftig und gesund und hatte niemals schwere Krankheiten durchgemacht, welche das eine oder das andere Organ geschwächt hätten. Hin und wieder litt er an leichter Darmentzündung, welche Kongestionen nach dem Kopfe zur Folge hatte, aber nach einem Aderlaß und leichten Medikamenten schnell vorüber ging. Die Krankheit, welche ihn hurraffte, trat mit ähnlichen Symptomen auf. Er hatte zu Hause mit seinem Bruder gespeist und nach Tische einen Besuch bei Freunden gemacht, wo er sich ungewohnter Weise schlechten Humors gezeigt und sehr früh zurückgezogen hatte. Er begab sich nach Hause, legte sich nieder, ließ indeß erst am nächsten Tage den Arzt, Nachfolger seines früheren verstorbenen, rufen, und verlangte

einen Aderlaß. Am dritten Tage steigerten sich die Kongestionen, starker Schwindel trat ein und seine Gedanken waren nicht immer klar, besonders Nachts sprach er laut über politische Fragen. Da er an Schlaflosigkeit litt und Nachts oft stundenlang umherging und politische Pläne in seinem Kopfe herumwälzte, von denen er oft selbst sagte, sie verwirrten sich oft dergestalt, daß er nicht imstande sei, klar zu denken, hegte Niemand ernstliche Besorgniß, nur sein alter Kammerdiener und seine Nichte, die Marquise Alfieri, die ihn innig liebte und kaum eine Stunde von seinem Lager wich, waren beängstigt und hatten ihn, keine Besuche anzunehmen und besonders nicht zu arbeiten, denn am dritten Tage hatte er mit seinem Sekretär die politischen Tagesbegebenheiten erörtert und Befehle ertheilt. Am vierten Tage steigerte sich der Blutandrang nach dem Kopfe und wieder fand eine Blutentziehung statt, die fünfte. Es schien, als sei das Uebel bekämpft; er war völlig klaren Geistes und versammelte Nachmittags den Ministerrath in seinem Zimmer zu einer zweistündigen Berathung. Abends trat heftiges Fieber ein und während der Nacht phantasirte er ununterbrochen. Am fünften Tage verließ ihn das Fieber, um gänzlicher Erschlaffung Platz zu machen, die man einem nochmaligen Aderlaß zuschrieb. Die hinzugerufenen Aerzte, Riberi und Maffori, erklärten die Krankheit für das perniciöse Fieber, seinen Zustand für hoffnungslos.

Sein Bruder, der Marquis, und die Marquise Alfieri, Castelli, Farini, Nigra weilten abwechselnd an seinem Lager, während die Minister, die auswärtigen Diplomaten und Notabilitäten aller Stände in den anderen Gemächern aus- und eingingen. Die Straße, der Platz vor dem Hause, die Treppen waren bis an die Vorzimmer von Menschen angefüllt, die in unheimlicher Stille zusammengepreßt dastanden. Von Zeit zu Zeit trat Dieser oder Jener in das Vorzimmer und ver-

langte von den Dienern Nachricht; ein Anderer fragte, ob er in keiner Weise behülflich sein könne; wieder ein Anderer bat um Erlaubniß, an einen berühmten ausländischen Arzt telegraphiren zu dürfen. Ueberlassen wir zum letzten Male das Wort dem Freunde Castelli:

„In der Nacht vom 4. zum 5. hatte ich mit Farini bis drei Uhr bei ihm gewacht, dann mich nach Hause begeben, um einen Augenblick zu ruhen. Um sechs Uhr kam ein Diener, mich zu Cavour zu rufen, der nach mir verlangte. Im Vorsaal sagten mir die Anwesenden, er wolle mit mir allein bleiben. Kaum war ich an sein Bett getreten (er erkannte merkwürdigerweise jeden Neuhinzutretenden), rief er: Oh Castelli, Castelli! — — dann schwieg er. Voraussetzend, daß er mich erkenne, sprach ich ihm Muth zu. Er starrte mich groß an, und rief laut: Der König muß aber wissen — — — — — Dann folgten unzusammenhängende Phrasen und seine Gedanken sprangen von einem Gegenstande zum andern. Plötzlich erhob er sich und wollte aus dem Bette springen. Ich hielt ihn zurück. Er lehnte das Haupt an meine Schulter und spielte mit dem Zwickel, der mir am Halse herab hing, und machte ihn auf und zu. Zwei Stunden hielt ich ihn und benetzte seine Stirne mit Eis. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten beim Anblick dieses Hauptes mit der hochgewölbten Stirne, des rosigen Antlitzes; nur die Augen waren tief eingesunken, doch um die Lippen spielte sein gutmüthiges liebenswürdiges Lächeln.“

Gegen Mittag versammelten sich die Aerzte und erklärten ihn für verloren. Mit Windesschnelle hatte sich die Unglücksbotschaft in der Stadt verbreitet, die Menschenmasse vor dem Hause war undurchdringlich. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Priester verweigerten ihm die Sakramente. Ein Herr aus der Volksmenge ließ Castelli heraufrufen und sagte ihm, wenn die Priester Cavour die Sakramente verweigerten,

sei ein Aufstand gegen die Geistlichen unvermeidlich. Man rief den Pfarrer der Kirche Madonna degli angeli, einen aufgefärrten vortreflichen Mann, der mit Cavour persönliche Beziehungen gehabt hatte und für sein echt christliches Verhalten am Todtenbette des größten Mannes seiner Nation durch Amts-entsetzung und dauernde Verfolgung seitens Roms büßen mußte. Die Marquise Alfieri führte ihn zu dem Sterbenden. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und sich zu Castelli wendend, sagte er leise: „Sie wissen wie gut ich ihn kenne; ein Händedruck genügte.“

Um neun Uhr Abends stellte sich der König ein, der, um die Massen zu vermeiden, durch ein Seitenthor auf einer Nebentreppe hinaufstieg.

„Wie geht es, Cavour,“ sagte er, herzlich seine Hand fassend; „ich wollte doch selbst kommen.“ Cavour richtete sich auf, sah ihn an und rief: „O Majestät!“ Dann fiel er zurück. Viktor Emanuel sprach ihm Muth ein, doch er kannte ihn schon nicht mehr und rief mit gellender Stimme: „Mit diesen Neapolitanern muß man aufräumen. — Morgen früh um fünf soll Arton zu mir kommen — wir dürfen keinen Augenblick verlieren. —“

Viktor Emanuel betrachtete ihn eine lange Weile und Thränen füllten seine Augen; dann verließ er auf den Fußspitzen gehend das Gemach. Er wollte einige Worte an die Marquise d'Alfieri richten, doch die Stimme versagte ihm. Im Vorfaal bat er Farini und Castelli, daß einer von Beiden ihm um vier Uhr Nachricht bringe.

Cavours Bruder, Farini, Nigra, Castelli weilten im Wohnzimmer, während seine Nichte, ihr Gatte und der alte Diener nicht vom Todtenbette wichen. Um drei Uhr Morgens ertönte seine helle klare Stimme so deutlich, daß man seine Worte in den Nebenzimmern vernahm. Er diskutirte, sprach von Rom

und Napoleon und starb im eigentlichen Sinne des Wortes mit Italien auf den Lippen. Bald nach vier Uhr wurde seine Stimme tonlos und der Todeskampf begann. Castelli begab sich zum König, der bereits seit einer Stunde aufgestanden war und ihn erwartete.

„Ist er todt?“ rief Viktor Emanuel, den Eintretenden beim Arm fassend. „Nein Majestät,“ antwortete Castelli, „ich wäre auch nicht imstande gewesen Ihnen diese Nachricht zu bringen.“ — „Ich weiß, armer Castelli,“ sagte der König ohne seinen Schmerz zu verbergen, „ich weiß, wie sehr Sie ihn liebten.“

Auf dem Rückwege begegnete Castelli dem Dr. Maffori — Cavour lebte nicht mehr.

Turin lag in tiefer Trauer. Die Börse, die Theater, die großen Geschäftslokale wie die kleinsten Läden blieben geschlossen.

Das Volk stand gruppenweise auf der Straße, Schmerz und Trauer auf dem Antlitz. Die Stadt gewährte den Anblick, als sei die Nachricht einer verlorenen Schlacht eingelaufen. Nein! keine Niederlage beweinte man, Italien stand siegreich da nach langem Kampfe, doch sein tapferster Kämpfer, der edelste, hochherzigste Mann der Nation, das größte staatsmännische Genie seiner Zeit, hatte, einem Reformator gleich, sein Leben dafür hingegeben, und ohne, daß es ihm vergönnt war, sein Werk gänzlich vollendet zu sehen.

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen:

Ueber Geschichte.

(27 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 13.50 Mart.)

Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394).....	M. 1. 20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133).....	— 60
Bluntschli, Die Gründung d. amerikan. Union von 1787. 2. Aufl. (54).....	— 60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432).....	— 60
Buchheister, Hannibal's Zug über die Alpen. (N. F. 41).....	— 60
Czekelius, Ein Bild aus d. Gegenreformation i. Siebenbürgen. (465).....	— 80
Denise, Von der deutschen Hanja. (456).....	— 80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225).....	— 75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200).....	1. —
Gyffenhardt, Die Verschwörung gegen Venedig.....	1. —
Häufner, Unsere Kaiserlage. (440).....	1. —
Hetzel, Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität i. Kriege. (461).....	— 60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. (401).....	1. —
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts. (389).....	— 80
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178).....	— 75
Lehmann, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299).....	— 75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307).....	1. —
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406).....	1. —
Schreiber, Die Reformation in Pommern. (351).....	1. —
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347).....	1. —
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302).....	— 75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330).....	1. —
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148).....	1. 80
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121).....	— 60
Winkler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323).....	— 75

Ueber Biographien und Verwandtes.

(62 Hefte, auf einmal bezogen, à 50 S. = 31 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl [wenn auf einmal bezogen] à 50 S.)

Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Auflage. (Heft 79).....	M. — 60
Arnold, Sappho. (Heft 118.).....	— 60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3).....	— 75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (Heft 26.).....	— 75
Bernhardt, Lord Palmerston. (Heft 107.).....	— 60
Bernstein, Alexander v. Humboldt u. d. Geistzweier Jahrhunderte (S. 89.).....	— 75
Boesser, Heinrich der Löwe. (Heft 349.).....	— 80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (Heft 383.).....	— 60
Bruchmann, Wilhelm von Humboldt. (N. F. 17).....	— 80
Brunner, Dr. Joh. Con. Brunner.....	— 60
Dannehl, Victor Hugo. (N. F. 2).....	1. —
Dondorff, Kaiser Otto III. (Heft 478.).....	— 80
Gyffenhardt, Hadrian und Florus. (Heft 397.).....	— 60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (Heft 217.).....	— 75

Foerster, W., Johann Kepler. (Heft 146.)	M. —.60
Fröboese, Gottfried von Bouillon. (Heft 326.)	— .75
Goergens, Mohammed. (Heft 290.)	1. —
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Auflage. (Heft 16.)	1. —
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (Heft 338.)	— .60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (Heft 124.)	— .75
Hente, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Auflage. (Heft 81.)	— .75
Herbst, Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (Heft 362.)	— .80
Hesse, München Herzlieb. (Heft 297.)	1. —
Hirzel, Jeanne d'Arc. (Heft 227.)	1. —
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechts- wissenschaft. (Heft 378.)	1. —
v. Holkenhoff, Richard Cobden. 3. Auflage. (Heft 17.)	— .75
— John Howard u. d. Pestpierre geg. Endes 18. Jahrhunderts. (Heft 317)	— .80
Hönes, Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot (N. F. 27.)	1. —
Hopf, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und der Troubadour Rambaut von Baqueiras. (Heft 272.)	— .75
v. Kuchelohn, Luise, Königin v. Preußen. M. Bildn. d. Königin. (Heft 242/243.)	1.80
— Dasselbe, Prachtausgabe m. d. Orig. Photographie d. Königin. brosch.	4.50
— eleg. geb. in roth Leinen	6.50
— Blücher, (313/314.)	1.20
— Der General von Scharnhorst. (Heft 451.)	— .80
— Zur Erinnerung an Georg Waik. (N. F. 33)	— .80
Kugler, Wallenstein. (Heft 180.)	— .75
Kindner, Kaiser Heinrich IV. (Heft 374.)	— .80
Kissauer, Albrecht v. Haller u. seine Bedeutung f. d. deutsche Kultur. (Heft 189.)	— .75
Maenß, Franz von Sickingen. (Heft 270.)	— .75
Malmsten, Karl von Linne. (Heft 329.)	— .80
Mahrenbrecher, Don Carlos. 2. Auflage. (Heft 90.)	1. —
Meyer, A. B., Gedächtnißrede auf Coot. (Heft 385.)	— .60
Meyer, J. B., Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (Heft 145.)	— .80
v. Meyer, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (Heft 337)	— .60
Raumann, Ludwig van Beethoven. (Heft 117.)	— .60
Neumann, Hugo Grotius 1583—1645. (Heft 449.)	— .60
Pilgrim, Galilei. (Heft 458.)	1. —
Preuß, Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten. (N. F. 12)	1. —
Raab, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (Heft 350.)	— .80
Richter, Die Piccolomini. (Heft 201.)	— .75
Schmidt, Byron im Lichte unserer Zeit.	— .60
Schott, Columbus und seine Weltanschauung. (Heft 308.)	— .60
Schumann, Marco Polo, ein Weltreisender d. XIII. Jahrhunderts. (S. 460.)	— .60
Schwalb, Luther's Entwicklung vom Mönch zum Reformator. (S. 438.)	— .60
Stark, Joh. Joachim Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. 2. Auflage. (Heft 42.)	1. —
Stern, Milton und Cromwell. (Heft 236.)	— .75
Tollin, Michael Servet. (Heft 254)	1. —
Trentlein, Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische General- gouverneur des Sudans. Mit einer Karte. (N. F. 29.)	1.20
Tweifen, Machiavelli. (Heft 49.)	— .60
Winkler, Gregor VII. und die Normanen. (Heft 234)	— .75
Zischke, Giacomo Leopardi. (Heft 467.)	— .60
Zischke, Heinrich Zischke. 3. Auflage. (Heft 12)	1. —

Joerster, W., Johann Kepler. (Heft 146.)	—	60
Proboese, Gottfried von Bouillon. (Heft 326.)	—	75
Goergens, Mohammed. (Heft 290.)	—	1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Auflage. (Heft 16.)	—	1.—
Haug, Confucius, der Weiße Chinas. (Heft 338.)	—	60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (Heft 124.)	—	75
Henke, Joh. (Heft 81.)	—	75
Herbst, Kar. (Heft 62.)	—	80
Hesse, Min.	—	1.—
Hirzel, Jea.	—	1.—
Hölder, So.	Rechts.	1.—
— wissenschaft.	—	1.—
v. Holtzendor.	—	75
— John Ho.	Heft 317)	80
Hönes, Lüd.	27)...	1.—
Höpf, Bor.	Antinopel	—
— und der	2.)...	75
v. Kluckhohn	242/243.)	1.80
— Dasjell	t. brosch.	4.50
— eleg. g.	—	6.50
— Blüthe	—	1.20
— Der G.	—	80
— Zur G.	—	80
Kugler, W.	—	75
Lindner, K.	—	80
Lissauer, M.	Heft 189.)	75
Maenß, Jo.	—	75
Malmsten,	—	80
Mantrenbre.	—	1.—
Meyer, M.	—	60
Meyer, J.	Heft 145.)	80
v. Meyer, J.	Heft 337)	60
Raumann,	—	60
Reumann,	—	60
Rilgrim, G.	—	1.—
Preuß, Fr.	2)...	1.—
Raab, Leo.	—	80
Richter, D.	—	75
Schmidt, J.	—	60
Schott, G.	—	60
Schumann	—	60
Schwalb, J.	—	60
Start, Joh. Joachim Windelmann, sein Bildungsgang und seine	—	—
bleibende Bedeutung. 2. Auflage. (Heft 42.)	—	1.—
Stern, Milton und Cromwell. (Heft 236.)	—	75
Tollin, Michael Serbet. (Heft 254)	—	1.—
Trenksein, Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische General-	—	—
gouverneur des Sudans. Mit einer Karte. (N. F. 29.)	—	1.20
Twetten, Machiavelli. (Heft 49)	—	60
Winkler, Gregor VII. und die Normanen. (Heft 234)	—	75
Zicheh, Giacomo Leopardi. (Heft 467)	—	60
Zischoffe, Heinrich Zischoffe. 3. Auflage. (Heft 12)	—	1.—